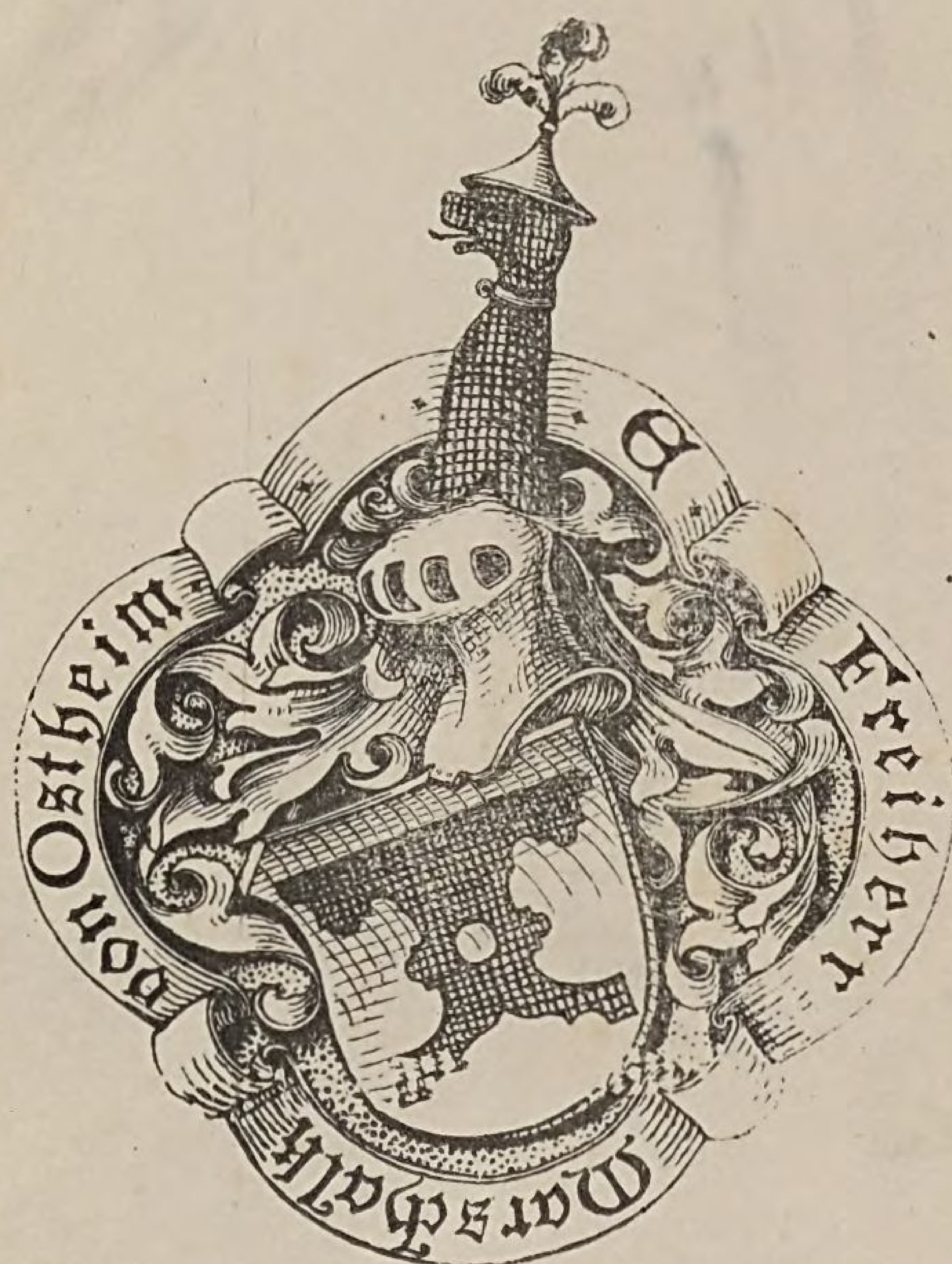

Freiherr Marschalk von Ostheim

Schiller in Jena.

Eine Festgabe
zum 26. Mai 1889
aus dem deutschen Seminar.

Herausgegeben
von
Berthold Litzmann
a. o. Professor der n. deutschen Litteraturgeschichte und Direktor der neueren Abteilung
des deutschen Seminars an der Universität Jena.

Mit vier Abbildungen und einem Grundriß.

Jena
Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk).
1889.

Der

Universität Jena

gewidmet.

Vorwort.

Als ich vor einigen Jahren, im Beginn meiner Lehrthätigkeit in Jena, in dem Bestreben, zu den klassischen Überlieferungen des Ortes ein persönliches Verhältnis zu gewinnen, über eine Reihe von Fragen Aufschluß suchte, deren Beantwortung der Lokalforschung obliegt, sah ich mich vergeblich nach einer sicheren Führerhand um. Und wie mir wird es unzähligen Anderen ergangen sein, die nach Jena im Gedanken an die klassische Zeit pilgernd, in Dämmerungsschatten mehr als hundertjähriger Erinnerungen eine pfadweisende Leuchte vermißten.

In dieser Voraussetzung, und aus dem Wunsche heraus, die vorhandene Lücke, wenigstens soweit Schiller in Frage kommt, auszufüllen, ist das kleine Büchlein entstanden, das der Herausgeber, gemeinsam mit einigen Mitgliedern der neueren Abteilung des deutschen Seminars, der Thüringischen Alma mater als Festgabe zur Schillerfeier bietet.

Der Hauptzweck war dabei, unter Ausscheidung rein anekdotischer oder sonst irgend zweifelhafter Überlieferungen, aus den zuverlässigsten Quellen — d. h. den gleichzeitigen brieflichen Zeugnissen Schillers und der Seinigen — die Äußerungen zusammenzustellen, welche in ihrer Gesamtheit ein treues, charakteristisches Bild der Beziehungen Schillers zur Stadt und Akademie Jena geben. Dabei war der Standpunkt dessen, der an Ort und Stelle Schillers Spuren nachgeht, insofern maßgebend für die Auswahl aus der überreichen Fülle des Materials, als die lokalen Beziehungen an

erster Stelle berücksichtigt, dagegen aber die Erlebnisse Schillers aus der Jenaer Zeit, welche, wie z. B. seine Beziehungen zu Goethe, Wilhelm von Humboldt, den Schlegels u. a. eine über den lokalen Rahmen weit hinausreichende Bedeutung haben, nur gestreift wurden. Die Beschränkung, geboten durch den einer Gelegenheitsschrift zubemessenen Raum, wird um so weniger als Mangel empfunden werden, weil gerade diese Partien in den biographischen Darstellungen eingehende Berücksichtigung mit Recht gefunden haben.

Diese, den ersten Abschnitt der vorliegenden Schrift bildende, Zusammenstellung gründet sich im wesentlichen auf folgende Quellen: 1. Schillers Briefwechsel mit Körner. Ausgabe in 4 Bänden. In den Anmerkungen abgekürzt: K. mit folgender Band- (römische Ziffer) und Seitenzahl. 2. Schiller und Lotte 1788—1805. Zweite, den ganzen Briefwechsel umfassende Ausgabe. Bearbeitet von Wilhelm Fielitz. 3 Bände. Stuttgart 1879. Abgekürzt: L. Band- und Seitenzahl wie oben. 3. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 4. Aufl. 2 Bde. 1881. Abgekürzt: G. Die folgende arabische Ziffer bedeutet die Nummer des betr. Briefes. 4. Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Leipzig 1875. Abgekürzt: R. mit folgender Seitenzahl.

Nach vom Herausgeber angegebenen Gesichtspunkten ist aus diesen und einigen andern, an betreffender Stelle genannten, Briefsammlungen das Material von drei Mitgliedern des deutschen Seminars, den Herren studd. Edmund Reich, Johann Trüper und Georg Schmidt excerpiert und dann unter gelegentlicher Beihilfe des Herausgebers von Herrn Reich in die vorliegende Form gebracht worden.

Der Abschnitt „Die Schillerhäuser", dank der Opferwilligkeit des Herrn Verlegers*) mit Originalansichten der

---

*) Den Grundplan der „Schrammei" verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Lithographen Giltsch.

betr. Häuser ausgestattet, rührt vom Herausgeber her und lichtet hoffentlich ein für allemal das Chaos der widerstreitenden, mythenbildenden Lokaltraditionen.

Im dritten Abschnitt habe ich alles, was ich an Urkunden 2c. über Schillers akademische Thätigkeit finden konnte, zusammengestellt. Das meiste davon war bereits veröffentlicht, durfte aber an dieser Stelle nicht fehlen. Zum erstenmal gedruckt erscheint das Senatsschreiben an Schiller, desgleichen die Zusammenstellungen aus dem „Catalogus Praelectionum".

Das kleine Büchlein erhebt also nicht den Anspruch, die Beziehungen Schillers zu Jena nach allen Richtungen hin endgültig erforscht und geschildert zu haben; wohl aber kann es, glaube ich, auf die Rolle eines treuen, sicheren Führers durch die Jenaer Erlebnisse und Beziehungen Schillers Anspruch machen, und wird daher vielleicht auch für den, welcher selbständig wissenschaftlich dies Gebiet durcharbeitet, ein willkommener Begleiter sein.

Möge die freudige herzliche Teilnahme an dem Gegenstande, die mir unter der Arbeit so oft wohlthuend aus den Augen meiner Mitarbeiter entgegenleuchtete, der kleinen Schrift ein gutes Omen sein.

Am hundertjährigen Gedenktag
von Schillers Ankunft in Jena
11. Mai 1889.

Berthold Litzmann.

Inhalt.

I.

Das Leben in Jena.

Nach den Briefen Schillers und der Seinigen.

„Kein Ort in Deutschland würde mir das seyn, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist, denn ich bin überzeugt, daß man nirgends eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Umfange so viel vorzügliche Menschen findet.“

Schiller an Voigt, 6. April 1795.

Die Physiognomie des jugendlichen Schiller trägt nicht nur den Stempel der Rastlosigkeit im Sinne von unermüdeter, unerschöpflicher Thatkraft, sondern auch der Ruhelosigkeit, wie sie der geistesverwandte Hölderlin als Menschenschicksal dem Loos der seligen Götter gegenüberstellt:

Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen
Jahrlang ins Ungewisse herab.

Nur vorübergehend hatte Freundesfürsorge — so noch zuletzt im Körnerhause — dem Unstäten, Heimatlosen ein Asyl zu schaffen vermocht. Alle ernsthaften Versuche, irgendwo festen Boden zu fassen, waren gescheitert.

Auch Weimar, auf das Schiller, vor allem seit dem persönlichen Zusammentreffen mit Carl August am Darm-

städter Hofe (Ende 1784), besondere Hoffnungen in dieser Beziehung gesetzt, bereitete ihm, als er im Hochsommer 1787 an Ort und Stelle den Boden prüfend mit den maßgebenden Persönlichkeiten Fühlung zu gewinnen suchte, mancherlei Enttäuschungen, die zum Bleiben nicht ermutigten. Der Herzog selbst war nicht anwesend, Goethe in Italien. Und in Folge dieser ungünstigen Konstellation, welche durch die Rolle, die Charlotte von Kalb als Vermittlerin zwischen ihrem Freunde und dem Hofe spielte, eher verschlechtert als verbessert wurde, wollte sich, trotzdem man es an Annäherungsversuchen auf beiden Seiten nicht fehlen ließ, eine näheres, auf vollem gegenseitigen Verständnis beruhendes Verhältnis zwischen Schiller und den Größen des Weimarischen Musenhofes nicht herstellen. Die spröde Individualität Schillers fühlte sich namentlich peinlich, ja geradezu feindlich berührt durch die „stolze philosophische Verachtung aller Spekulation und Untersuchung", jenes „bis zur Affectation getriebene Attachement an die Natur", jene „Resignation in die fünf Sinne", welche Goethe ihm verleidete, und die dieser seiner Weimarer Umgebung mitgeteilt zu haben schien. Ein Gefühl der Vereinsamung, des Unbehagens überkam ihn, die Atmosphäre, in der diese Menschen, und vor allem Goethe, lebten und sich wohlzufühlen schienen, war ihm keine Lebensluft, wie er sie brauchte, um des Lebens im höchsten Sinne froh zu werden.

1.

Ganz anders wirkte Jena auf ihn ein, das er im August dieses Jahres von Weimar aus besuchte. Er hatte bei Charlotte von Kalb Reinholds Frau, eine Tochter Wielands, kennen gelernt. Dieselbe erzählte viel von Jena und ihrem Manne, der eben damals als Professor der Philosophie angestellt worden war. Eine Einladung, sie nach Jena zu begleiten und dort in ihrem Hause zu wohnen, nahm Schiller an. Am 18. Aug. schrieb er an

Körner: „Kommenden Dienstag bringen wir sie (Reinholds Frau), Charlotte und ich, nach Jena zurück, wo ich vielleicht zwei oder drei Tage bleibe und bei Reinholds wohne. Ich möchte gern seine Bekanntschaft machen und er die meinige. Auch Schütz wünscht es . . . Auch ein gewisser Hufeland wird mir dort sehr gerühmt. Diese drei Menschen will ich kennen lernen [1]).

Aus den drei Tagen, die er in Jena verweilen wollte, wurden sechs, und die Eindrücke, die er dort empfangen hatte, waren für ihn die angenehmsten. Die Umgebung, die Stadt an sich mit ihren Bewohnern und der hier gepflogene Umgang hatten dazu beigetragen:

„Ich habe dir also von Jena zu erzählen. Mit der Reinhold und Charlotte reiste ich dahin. Es ist drei Meilen von Weimar, und der Weg dahin ist Chaussee, aber eine leere traurige Landschaft. Nahe bei Jena belebt sich die Gegend und verspricht eine schöne Natur, die man dort in reichem Maße auch findet. Jena ist, oder scheint ansehnlicher als Weimar; längere Gassen und höhere Häuser erinnern einen, daß man doch wenigstens in einer Stadt ist. Nicht weit vom Thore wohnen Reinholds in einem geräumigen, artig meublirten Hause. Er empfing uns beim Aussteigen; alle Façons blieben unter uns weg, wir waren Bekannte, ehe wir die Treppe ganz hinaufgestiegen waren. Reinhold hat ein verständiges Gesicht, aber sein Ansehen ist blaß und kränklich, seine Augen, möchte ich sagen, suchen Sympathie. Er ist noch wenig in der Welt orientirt, daher bemerkt man in ihm Verlegenheit, Ängstlichkeit und gegen Höhere Submission. Er scheint mir sehr von Rücksichten abzuhängen, welche bekanntermaßen auf diejenigen Menschen am meisten Gewalt haben, denen gewisse Verhältnisse fremd und ungewohnt sind, und deren Selbstgefühl noch nicht befestigt genug ist.

1) K. I, 150, 18. Aug. 1787.

Daher mißfiel er mir in verschiedenen Gesellschaften. Das Hauswesen der beiden Leute hatte für mich etwas Komisches, weil es ihnen noch nicht recht angewohnt ist, und sie das Coulissenspiel noch nicht zu verdecken wissen. Beide leben mäßig und führen eine sehr eingeschränkte Wirthschaft. Reinhold steht sich ungefähr auf sechshundert bis siebenhundert Thaler, seine Revenuen vom Mercur, den er mit Wieland theilt, und von der Literaturzeitung, woran er arbeiten hilft, dazu gerechnet. Erst mit dem Oktober fangen Reinholds Vorlesungen an, welche Kants Philosophie und schöne Wissenschaften zum Inhalte haben. Gegen Reinholds bist Du ein Verächter Kants; denn er behauptet, daß dieser nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben müsse. Aber ich muß gestehen, daß er mit Verstand davon sprach, und mich schon dahin gebracht hat, mit Kants kleinen Aufsätzen in der Berliner Monatsschrift anzufangen, unter denen mich die Idee über eine allgemeine Geschichte außerordentlich befriedigt hat. Daß ich Kant noch lesen und vielleicht studiren werde, scheint mir ziemlich ausgemacht. Reinhold, wenn Du es noch nicht weißt, ist katholisch und Noviz des Jesuiterordens gewesen, dessen Aufhebung sein ganzes jetziges Schicksal gemacht hat. Ein Mädchen, das er heirathen wollte, raubte ihn dem geistlichen Stande (welchen Theil seiner Geschichte er mir aber noch schuldig ist) und nachher schwur er seinen Glauben ab. Jetzt haßt er den Katholicismus so herzlich, als nur ein Philosoph . . . . . . Ich gestehe Dir, daß ich ihr (der Frau Reinhold) herzlich gut geworden bin, und daß ich es anfangs gar nicht willens war . . . . Charlotte fuhr denselben Abend wieder nach Weimar. Ich blieb aber sechs Tage in Jena, dann holte mich Charlotte wieder ab. Diese sechs Tage brachte ich im Reinholdschen Hause sehr angenehm zu, und ich muß hinzusetzen: noch nie ist mir's in einem fremden Orte so behaglich gewesen . . . Übrigens folgere aus dieser Schilderung nicht, daß Reinhold und ich Freunde sein müssen

oder schon sind. Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der seinige, ob er es gleich zu ahnen glaubt. Wir sind sehr entgegengesetzte Wesen. Er hat einen kalten klarsehenden tiefen Verstand, den ich nicht habe und nicht würdigen kann; aber seine Phantasie ist arm und enge, und sein Geist begrenzter als der meinige. Die lebhafte Empfindung, die er im Umgange über alle Gegenstände des Schönen und Sittlichen ergiebig und verschwenderisch verbreitet, ist aus einem fast vertrockneten ausgesogenen Kopfe und Herzen unnatürlich hervorgepreßt ... Seine Moral ist ängstlicher als die meinige, und seine Weichheit sieht nicht selten der Schlappheit, der Feigheit ähnlich. Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat ...

Daß die Studenten hier was gelten, zeigt einem der erste Anblick; und wenn man sogar die Augen zumachte, könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht, denn sie wandeln mit Schritten eines Niebesiegten. Anfangs, als Reinhold erst hierher gekommen war, verdroß ihn die Grobheit dieser Herren, die ihm gegenüber wohnten und mit Hüten zum Fenster heraus ihm in's Gesicht schauten. Er nahm also seinen eigenen Hut und setzte ihn gleichfalls auf. Das müssen die Herren sich doch zu Herzen genommen haben, denn sie verließen das Fenster und nahmen diesen ritterlichen Zierrath vom Kopfe. — Abends, wenn es dunkel wird, hört man fast alle vier Minuten die ganze lange Gasse hinunter schallen: „Kopf weg! Kopf! Kopf weg!" — welches menschenfreundliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem balsamischen Regen warnt, der über seinen Scheitel loszubrechen droht. Im Ganzen aber sind die Sitten der hiesigen Studenten um sehr viel gebessert. Man hört auch wenig mehr von Duellen; doch vergeht keine Woche ohne irgend eine Geschichte. Die Anzahl der Studenten ist zwischen sieben-

bis achthundert, und soll jetzt, wie der Ruhm der Universität, im Zunehmen sein."

Meine erste hiesige Bekanntschaft war Schütz und seine Frau, seine Außenseite ist nicht liebenswürdig, aber geistreich, seine Augen haben Feuer.

Den größten Theil der Literaturzeitung besorgt Dr. Hufeland mit ihm [2]). An der Zeitung arbeiten gegen hundert undzwanzig Schriftsteller, und von den wichtigsten in Deutschland, wie sie ausgeben. Schütz und Bertuch stehen sich durch sie jeder auf zweitausend fünfhundert Thaler, den Mitarbeitern werden fünfzehn Thaler p. Bogen bezahlt. Das Haus heißt in Jena schlechtweg die Literatur, und ist sehr schön und bequem gebaut. Ich habe mich in dem Bureau herum führen lassen. . . . . Bei Schütz lernt' ich Döderlein kennen; eine feine schelmische Physiognomie im Kopfe eines Geistlichen, mit dem sich aber recht gut sprechen läßt. — Diesen Abend war ich zwischen vier Männern von Geist, was mir selten begegnete.

Der nächste nach Döderlein und der gleichen Ruf mit ihm theilt, ist Griesbach [3]), geheimer Kirchenrath. . . Ich habe mich lange mit ihm, vorzüglich über die Universität und die Stadt Jena, unterhalten. Die unter vier sächsische Herzöge vertheilte Gewalt über die Akademie macht diese zu einer ziemlich freien und sicheren Republik, in welcher nicht leicht Unterdrückung stattfindet. Diesen Vorzug rühmten mir alle Professoren, die ich sprach, und besonders Griesbach mit vielem Nachdruck. Die Professoren sind in Jena fast unabhängige Leute und dürfen sich um keine Fürstlichkeit bekümmern. Diesen Vorzug hat Jena unter den Akademien voraus.

Von den übrigen Professoren habe ich keinen gesehen. Ich habe diesen die Gegenden vorgezogen, die ich mit Reinholds durchwanderte. Eine Partie machten wir nach einem

---

2) Vergl. die Bemerkungen auf S. 40 f. „Die Literatur" steht noch heute, dem Engel schräg gegenüber, Engelplatz 8.

3) Vergl. die Bemerkungen auf S. 34 ff.

Dorfe Lobeda, eine Stunde von Jena, wo eine sehr geehrte Dichterin, die Frau Bürgermeister Bohl, als Merkwürdigkeit des Landes besucht wird. Ich fand eine Frau von fünfzig Jahren ungefähr, die aber noch ziemlich hell aus den Augen sieht: Ungeachtet der Bewunderung, die sie in Weimar auszustehen hatte, ist sie doch von Affectation entfernt... Sie sagte mir die Freude auswendig und auch vieles aus dem Carlos... Der Weg nach Lobeda und die ganze dortige Gegend sind ungemein schön und gefällig. Eine Retraite an diesem Orte könnte vielen Reiz für mich haben....

Ich verließ Jena sehr vergnügt und that ein Gelübde, es nicht zum letztenmale gesehen zu haben.

Hätte ich einen Plan nach Jena, so versichert mir Reinhold, daß ich keine Schwierigkeit finden würde. Ich soll, sagte er, ohne ein Wort darüber zu verlieren, noch vor dem Frühjahr einen Ruf dahin bekommen. Ich weiß aber nicht, mein Lieber, mit dieser Idee bin ich zerfallen. Meine Unabhängigkeit und die Vermengung meiner Existenz mit Euch soll das Schicksal meines Lebens bleiben, vorausgesetzt, daß mir Schriftstellerei ein angenehmes Dasein verschaffen kann. Dieses muß sich nach Verfluß eines Jahres entschieden haben, wo ich alsdann wissen werde: wie leicht oder schwer, wie fruchtbar oder arm meine Feder, und wie günstig oder abhold das Glück mir sein wird. Für meine späteren Jahre muß mir freilich immer irgend eine Zuflucht in einer akademischen Wissenschaft bleiben"[4]).

Schiller arbeitete jetzt an Plänen für die Zukunft, die bisherigen phantastischen Lebensansichten wurden zurückgedrängt. Immer bestimmter formulierten sich die Wünsche inbezug auf einen zukünftigen Beruf, der ihm im Notfall die Mittel der Versorgung bieten sollte.

Zu Anfang des nächsten Jahres (1788) war er in seinen Überlegungen zu einem bestimmten Abschluß gelangt:

4) K. I, 160 ff., 29. Aug. 1787.

„Innerhalb eines Jahres muß ich mein Schicksal ganz in der Gewalt haben und also für eine Versorgung qualificirt sein. Dahin habe ich seit dem vorigen September ohne Unterbrechung gearbeitet, und ich denke noch gleich über diesen Punkt. Damit hängt alles, was ich Dir unterdessen auch geschrieben haben mag, zusammen. Vielleicht — und das ist das Höchste, wonach ich strebe — vielleicht habe ich nie nöthig, von dieser Nothhülfe Gebrauch zu machen, aber sie muß bereit sein, wenn ich sie brauche. Es ist wahrscheinlich, daß ich einen Ruf nach Jena bekommen werde, vielleicht innerhalb eines halben Jahres, aber ich werde die schlechten Bedingungen, die man mir machen muß, dazu benutzen, ihn nicht anzunehmen, und auch nicht abzuschlagen. Ich werde mir einige Jahre wenigstens retten, bis ich gesehen habe, ob ich durch den Merkur existiren kann. Ist dieses, so bedarf ich keiner Versorgung“ [5]).

Aber es war nicht allein eine egoistische Sorge um schnöden Gelderwerb, die ihn so praktisch denken ließ: „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz“ [6]). „Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt — und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte als genoß, weil es mir an innerer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens giebt“ [7]). „Dabei

5) K. I, 239, 7. Jan. 1788.
6) K. I, 241, 7. Jan. 1788.
7) K. I, 248, 18. Jan. 1788.

bleibt es, daß ich heirathe. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann" [8]).

Es war nicht bloße Rhetorik, die in diesen Zeilen klang, Schiller meinte es ernst mit den Worten. Sein Streben hatte ein Ziel gefunden. Als er am Ende des Jahres seinem Freunde Zumsteeg schrieb: „Von nun an streiche mich nur aus der Liste der literarischen Vagabunden aus. Oder hast Du mir lieber den etwas ehrenvollern Titel eines Privatgelehrten beigelegt, so ändere auch diesen. Denn ich denke nun bald in Staats- und Adreßkalendern als etwas Öffentliches zu prangen", da war er wohl schon mit sich im Reinen, daß Charlotte von Lengefeld seine Gattin werden müsse. „Du lächelst, und ich wette, daß ich die Deutung dieses Lächelns errathe. Du meinst, nun wird er wohl in meine Fußtapfen treten, und ein ehrlicher Hausvater werden? — Ja, lieber Zumsteeg, verschiedene meiner Meinungen sind geflohen und haben sich mit mir verwandelt. Auch mein Kopf ist nicht mehr der Sonderling, wie ehedem, und darum sollst Du bald von mir vernehmen, daß ich es nicht mehr gut achtete, allein zu sein."

Das Schicksal eines geliebten Wesens konnte und wollte Schiller nicht an eine zweifelhafte Existenz binden, darum war es ihm nicht unerwünscht, als noch vor Schluß des Jahres ihm durch die Berufung als Professor der Geschichte nach Jena ein zukünftiges Heim gewiesen wurde: „Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena worden bin; es ist fast so gut als richtig. Vor einer Stunde schickt mir Goethe das Rescript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es sehr warm beförderte. Meine Idee war

8) K. I, 240, 7. Jan. 1788.

es fast immer, aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu meiner besseren Vorbereitung noch verstreichen lassen. Eichhorns Abgang aber macht es gewisser=maßen dringend" [9]). Vorläufig war diese Professur ohne Gehalt freilich nicht geeignet, die Mittel für Gründung eines Hausstandes zu bieten. Schiller tröstete aber sich und Freund Körner mit der Hoffnung, daß ihm in nicht zu langer Zeit ein fester Gehalt zukommen werde: „Über mein Professorwerden sollst Du, wie ich hoffe, schon noch mit mir einig werden. . . . Es liegt mir alles daran, binnen zwei Jahren zu einer Besoldung zu gelangen, die mich ganz in Ansehung meiner Subsistenz sichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden giebt" [10]). Die Tilgung der Schulden war nicht der einzige, nicht einmal der Hauptgrund von Schillers Sorgen. Den tieferen Grund verschwieg er vorläufig seinem Freunde und — auch seinen Freundinnen in Rudolstadt, wenn sie denselben nicht in dem Briefe an Lotte vom 3. Jan. 89 zwischen den Zeilen hätten finden können: „In der That ist es von meiner Seite nichts andres, als eine heroische Resignation auf alle Freude in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine lichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu seyn, muß ich in einem gewißen sorgenfreyen Wohlstand leben, und dieser muſſ nicht von den Produkten meines Geists abhängig seyn. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen und darum hab ich ihn gethan" [11]).

Sah sich Schiller durch die Berufung nach Jena der Verwirklichung seines Herzenswunsches näher, so war ihm nach manchen andern Richtungen hin die Stelle geradezu zuwider. Körner mußte manches Wort darüber hören, und der Brief an Caroline von Beulwitz vom 28. Dez. 1788 war ein wahrer

9) K. I, 391, 15. Dez. 1788, gl. L. I, 180, 23. Dez. 1788.

10) K. II, 4, 5. Jan. 1789.

11) L. I, 193, 3. Jan. 1789.

Klagesang. Schillers einziger Trost blieb die Nachbarschaft mit den Rudolstädter Freundinnen, und er hoffte, daß sie ihm den künftigen Sommer „eine himmlische Erscheinung in Jena sein würden“: „Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer in Rudolstadt ist auch fort; und dieß alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen! ... In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiss vielleicht schon mehr Geschichte, als der Herr Professor“[12]).

Die beiden Schwestern, welche über die Beförderung Schillers sehr erfreut waren, suchten ihm über das Unangenehme seiner Stimmung hinwegzuhelfen und ihn mit seiner neuen Stellung auszusöhnen: „Laßen Sie sich's nicht reuen, an dieses kleine Plätzchen Welt nun fester angeheftet zu sein... Gewis versprech' ich Ihnen, mit ganzem Herzen, daß wir künftigen Sommer nach Jena kommen ... Wenn doch der Himmel einem von uns ein anhaltendes aber unschädliches Uibel bescherte, bei den man freien Sinn hätte! Dies wäre ein guter Vorwand um eine geraume Zeit des Sommers in J. zu leben.

Mir ist's gewis, daß Sie in der Länge Glück in dieser Existenz finden werden ... Ich finde diese Art von Wirksamkeit gar schön, und sehr weit und tief eingreifend“[13]). „Vielleicht finden Sie doch auch mehr freie Muse in dieser Zeit, als Sie itzt dencken, und die Geschäfte verstimmen Sie nicht so sehr“[14]).

Die Notwendigkeit, der Jenenser Gesellschaft näher treten zu müssen, lenkte die Aufmerksamkeit Schillers auf die dortigen Verhältnisse. Während er nach seinem ersten Besuche in Jena mit Begeisterung über dieselben gesprochen hatte, äußerte er sich jetzt kühl und mißmutig, er mußte

12) L. I, 181, 23. Dez. 1788.
13) L. I, 187, 29. Dez. 1788 (Caroline).
14) L. I, 263, 1. April 1789 (Caroline).

dort die Gesellschaft Charlottens und Carolinens entbehren, darum erschien ihm alles schaal und leer. Die Rudolstädter Freundinnen bestärkten ihn noch dazu in dieser Meinung: „Ich denke wohl daß Ihnen eine stille Existenz in Jena mehr Genuß geben wird, als wenn Sie die Menschen viel sehn, denn der größte Haufe ist ziemlich alltäglich. Die Natur wird Sie in etwas entschädigen“ [15]). Schiller war in dem Briefe an Körner ganz derselben Ansicht: „Ich war diese und die vorige Woche in Jena, um für ein Logis zu sorgen, das ich auch so ziemlich nach meinen Wünschen gefunden habe. ... Von den Anstalten zur Geselligkeit in Jena habe ich auch eine Probe gesehen. Es ist dort von halbem Jahr zu halbem Jahr ein Clubb unter den Professoren veranstaltet, wozu auch eine Auswahl von Studenten gezogen wird. Zuweilen werden Concerte oder auch Bälle gegeben. Wie ich da war, mögen doch gegen hundert Menschen darauf gewesen sein, und für eine solche Anzahl, die zur Hälfte aus Studenten bestand, ging es ziemlich bescheiden und ruhig zu. Man bezahlt halbjährlich acht Thaler, wofür man fünfundzwanzigmal zu Abend ißt, versteht sich, daß man für den Wein besonders zu sorgen hat. Ich habe auch abbonnirt, ohne mir übrigens viel Vergnügen zu versprechen. Es ist eine Ersparniß von Zeit, weil man hier viele Sachen abthun kann, die man sonst zu Hause auf dem Hals hätte“ [16]).

Mochte Schiller nun auch fürchten, in Jena manches zu vermissen, was er dort gern besessen hätte, es war jetzt seine Pflicht, sich in die Verhältnisse zu schicken, denn er hatte ein Amt, und dessen mußte er warten: „Diese Woche werde ich ohne Zweifel meine Vocation nach Jena förmlich erhalten. Die Rescripte sind alle dort, und gestern habe ich schon die Anzeige meiner Vorlesungen für diesen Sommer

---

15) L. I, 255, 25. März 1789.
16) K. II, 67 f., 26. März 1789.

hinschicken müssen. Ich habe hierin noch eine recht erträgliche Auskunft zu treffen gewußt. Weil ich gern diesen Sommer so wenig als möglich überhäuft werden wollte, und doch eilen mußte, mich in den Besitz der Universalhistorie zu setzen (die als res derelicta sonst von meinem Collegen Heinrich hätte können weggefangen werden), so habe ich eine Introduction in die Weltgeschichte als publicum angeschlagen, und bloß zur Form noch meine niederländische Rebellion als privatum, das ich aber nicht zu halten gedenke[17]). Man hat mir gesagt, daß ich dieses dann machen könne, wie ich wolle. Ich dürfe nur sagen, daß ich noch keine hinlängliche Anzahl beisammen habe, oder drgl. Mit dem Oktober aber drehe ich es um, mache die letztere zum publicum und die Weltgeschichte zum privatum"[18]).

„In drei Wochen spätestens bin ich in Jena; in vier Wochen habe ich schon gelesen. Worüber ich aber lesen werde, weiß ich noch nicht einmal. Ich habe eine Einleitung in die Universalhistorie angekündigt, aus der sich gar vielerlei machen läßt. Ohne Zweifel wird es eine Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, oder doch etwas ähnliches . . . . Ich bekümmere mich diesen Sommer um keinen Plan; das Hauptsächlichste ist, jede Vorlesung interessant und nützlich zu machen . . .

Die Akademie hat gegen neunhundert Studenten; wenn ich von diesen nur den fünften Theil bekomme und von diesem nur die Hälfte mich bezahlt, so erhalte ich von meinem Collegium jährlich eine Einnahme von hundert Louisd'ors. Einen Nebenbuhler habe ich nicht zu fürchten, und das Fach, worüber ich lese ist für alle. Das sind meine Hoffnungen"[19]). Und doch! am Vorabende der

---

17) Im Catalogus Praelectionum (vgl. unten) ist nur die Einleitung in die Universalgeschichte angekündigt.

18) K. II, 59 f., 10. März 1789.

19) K. II, 86 f., 16. April 1789.

Übersiedelung noch einmal ein Stoßseufzer im Hinblick auf die Verhältnisse, die seiner warten:

„Nächste Woche reise ich ab und mir däucht fast, als wenn ich Ihnen näher zöge. Näher ist es nun zwar nicht; aber die große Geistesleere, die nun im gesellschaftlichen Zirkel um mich her entsteht, macht mir das Andenken an Sie desto mehr zum Bedürfniß“ [20]).

Am 11. Mai (1789) siedelte er nach Jena über und fand sich anfangs wider Hoffen und Erwarten recht leidlich in der neuen Umgebung zurecht.

Seine neue Wohnung gefiel ihm recht gut, auch freute es ihn, daß seine voraussichtlichen Einnahmen ihn hoffen ließen, Schulden abzutragen und etwas für seine Einrichtung zu thun [21]).

Die gute Stimmung wurde erhöht, als seine erste Vorlesung, die er am 26. Mai hielt, über alles Erwarten günstig verlief:

„Vorgestern, als den 26sten, habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden, und gleich gestern wiederholt. Ich lese nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander, so daß ich fünf Tage ganz frei behalte.

Das Reinholdsche Auditorium bestimmte ich zu meinem Debut [21a]). Es hat eine mäßige Größe, und kann unge-

---

20) L. I, 282, 30. April 1789.

21) K. II, 94, 13. Mai 1789.

21a) Die Lage von Reinholds Auditorium läßt sich nach den gegebenen Andeutungen nur vermuten. Da Schiller gelegentlich seines ersten Besuches in Jena Reinholds Wohnung als nicht weit vom Thor (d. i. Johannisthor) liegend bezeichnete (K. I, 161, 29. Aug. 1787, vgl. S. 3), kann man vielleicht an das ehemals Buddeussche Haus (das erste Haus in der Johannisgasse vom Thor aus rechts) denken, dessen Auditorium Wiedeburg (Beschreibung der Stadt Jena, 1785, 255) ausdrücklich rühmt. Die Schilderung Schillers würde darauf in jeder Beziehung sehr gut passen. Daß das Auditorium vor dem Thor gelegen, wie Kuno Fischer (Friedr. Schiller,

fähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in allem fassen. Ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, daß meine erste Vorlesung der Neugier wegen eine größere Menge Studenten herbeilocken würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debütirte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Überhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner anderen, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Überlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Grießbach [22]) zu

---

Akadem. Festrede, 1860, 23) annimmt, ist schon deshalb nicht wahrscheinlich, weil Sch. in seinem Berichte nichts davon erwähnt, daß die Studenten durch das Thor in die Johannisgasse hineingestürmt seien. — Übrigens ist durch Erzählung von Mund zu Mund in Jena noch die Erinnerung an den Vorgang lebendig, wie der Professor „in seinem kurzen Röckchen" dem Zuge der Studenten gefolgt sei.

22) Die förmliche, direkte Bitte um Überlassung des Auditoriums scheint Schiller erst Tags darauf an Griesbach gerichtet zu haben. „Von ganzem Herzen", schreibt Griesbach an Sch. am 27. Mai, „gern stehet Ihnen, mein Hochgeschätztester Freund, mein

lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab's das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus, und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im Grießbachschen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm, und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist's denn, was giebt's denn? hieß es überall. Da rief man denn: der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe.

Grießbachs Auditorium ist das größte, und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen drei- und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal und so sehr, daß ein Vorsaal und noch die Flur bis an die Hausthüre besetzt war, und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein, und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn, und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest

---

Auditorium zu Befehl. Bedienen Sie sich desselben, solange es Ihnen gefällig ist, und seyn Sie versichert, daß es mir unendlich viel Freude machen wird, wenn unsre Studirenden ihren neuen Lehrer, sowie Er es verdient, schätzen.“ Urlichs, Briefe an Schiller, 1877, 69. Das Auditorium selbst befand sich in dem Anbau linker Hand (vom Graben aus gesehen) zu ebener Erde. Jetzt wird nur noch ein Teil des Raumes als Hörsaal benutzt, ein größeres Stück ist durch später eingezogene Wände abgetrennt.

aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance; und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen. Den andern Tag war das Auditorium ebenso stark besetzt, und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte. Doch habe ich beidemale meine Vorlesung abgelesen, und nur wenig bei der zweiten extemporirt. Indeß kann ich, wenn ich aufrichtig sein soll, dem Vorlesungenhalten selbst noch keinen rechten Geschmack abgewinnen; wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studirenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee, daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen läßt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fangen; fast mit der Überzeugung, daß sie von vierhundert Ohren vierhundertmal, und oft abenteuerlich mißverstanden werden. Keine Möglichkeit, sich wie im Gespräch an die Fassungskraft des Andern anzuschmiegen. Bei mir ist dies der Fall, noch mehr, da es mir schwer und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Die Zeit verbessert dies vielleicht — aber groß sind meine Hoffnungen doch nicht. Ich tröste mich damit, daß in jedem öffentlichen Amte immer nur der hundertste Theil der Absicht erfüllt wird. Meine erste Vorlesung handelte vorzüglich von dem Unterschiede des Brodgelehrten und des philosophischen Kopfs. Außer den localen Ursachen, die ich hatte, die Begriffe meiner Leute über diese zwei Dinge zu fixiren, hatte ich allgemeine, die ich Dir nicht zu

sagen brauche. In meiner zweiten Vorlesung gab ich die Idee von Universalgeschichte" [23]).

„In meine Lage weiss ich mich ziemlich gut zu finden, und meine Contenance hat mich bei den ersten Vorlesungen keinen Augenblick verlassen. Der Zulauf war groß und dieß vermehrte meinen Muth; auch meine Stimme hat sich gut gehalten und den ganzen Hörsaal ausgefüllt, ohne mich zu sehr anzustrengen. Ich lese zwey Tage hintereinander und dann die ganze Woche nicht mehr, — wodurch ich fünf freye Tage gewinne, die mir zur Vorbereitung und zu schriftstellerischen Arbeiten unentbehrlich sind" [24]).

Es fehlten bei dieser lichten Gegenwart zwar auch die Schatten nicht: „Es ist hier ein solcher Geist des Neides, daß dieses kleine Geräusch, das mein erster Auftritt machte, die Zahl meiner Freunde wohl schwerlich vermehrt hat" [24a]), das Angenehme der neuen Lage behielt aber das Übergewicht:

„Übrigens führe ich ein behaglicheres Leben in Jena als in Weimar oder sonst irgendwo, wo ich mich häuslich niedergelassen habe. Ich schöpfe Vergnügen aus dem Gedanken, daß ich hier zu Hause bin, und hänge auch mehr mit der Welt zusammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Besuch von jungen Leuten oder Profeßoren, jede andere Angelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt diesen Gedanken zurück und erneuert dieses, für mich neue, Vergnügen" [25]). „Von meiner hiesigen Existenz kann ich nichts anderes als Gutes schreiben; es war mir kaum irgendwo so wohl als hier, weil ich hier zu H a u s e bin. Meine Freunde tragen mich auf den Händen, mein Humor ist gut; auch bin ich geselliger, und mein ganzes Sein hat einen bessern Anstrich" [26]).

---

23) K. II, 102, 28. Mai 1789.
24) L. I, 292, 30. Mai 1789.
24a) K. II, 103, 28. Mai 1789.
25) L. I, 292, 30. Mai 1789.
26) K. II, 103, 28. Mai 1789.

So schien es doch, als ob seine gehegten Befürchtungen nicht in Erfüllung gehen sollten, denn die Beziehung zu einigen Professorenfamilien gestaltete sich recht angenehm: „Mit dem Grießbachischen Hause bin ich jetzt sehr in Verbindung... Sonst habe ich mich hier noch ziemlich gut, und mit dem Schützischen und Reinholdischen Hause lebe ich noch in den Flitterwochen und lasse mir schöne Sachen sagen. Einige unter den Profeßoren intereßiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben" [27]). Wenn nach seiner Meinung das „hiesige Frauenzimmer" wenig zu taugen schien, so verursachte ihm das aus begreiflichen Gründen wenig Kummer. Um so größeres Mißbehagen bereitete ihm der Umstand, daß er von seinem Ideale, das ihm in Lotte erschienen war, entfernt leben mußte. Als der erste Eindruck, den die Neuheit der Verhältnisse in Jena auf ihn ausgeübt hatte, in etwas verwischt war, begannen wieder die Klagen über sein verödetes Dasein: „Mein Bild in Ihrer Seele ist doch immer nicht ich selbst, und während dem, dass mein Schatten unter Ihnen wandelt, muß ich selbst hier in Jena ein desto elenderes Leben führen. Je lebendiger Sie vor meiner Phantasie dastehen, desto mehr erschöpft sich meine Toleranz gegen die mich hier umgebenden Geschöpfe, desto weniger kann ich mich mit meiner Einsamkeit aussöhnen. In der That — ich mache täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volk hier zu leben. Alles ist so alltägliche Waare, und die Frauen besonders sind ein trauriges Geschlecht.... Hier haben mich alle Götter und Göttinnen der Schönheit verlassen, denn die grimmigen Gesichter der Gelehrten verscheuchen alles, was Freiheit und Freude athmet. Kommen Sie ja bald zurück, kommen Sie mich wieder zum Menschen zu machen; zum Dichter — das ist vorbey" [28]).

---

27) L. I, 290, 30. Mai 1789.
28) L. I, 316, 24. Juli 1789.

„Sie glauben es nicht, liebste Freundin, wie viel Muth ich brauche, um dieses freundlose Dasein hier fortzusetzen — und bloss allein von den Gütern der Phantasie zu leben. Hier ist auch gar kein Mensch, an den ich mich als Freund anschließen könnte. Ich bin wie einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden und die Sprache des Landes nicht versteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beseelenden Berührung, und, durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen“ [29]).

Auch als Schiller am 3. August (1789) in Lauchstädt, wohin er den Schwestern nachgereist war, durch Caroline die Gewißheit erlangt hatte, daß Lotte ihn liebe, wurde ihm sein Zustand in Jena nicht erträglicher. Je seliger er sich den Zustand des Zusammenlebens mit den Schwestern ausmalte, je himmlischer ihm die Aussicht auf die zukünftigen Tage erschien [30]), desto trauriger kam ihm seine augenblickliche Umgebung vor, desto mehr zog er sich zurück und that auch solchen wehe, die ihm von Herzen gewogen und aufs beste um ihn besorgt waren. Daß er manche abstoßender behandelte, als sie es verdienten, fühlte er selbst [31]): „Ach! es ist nur die Erinnerung an euch, an die Seligkeit an eurem Herzen, was mich gegen alle Erscheinungen um mich her so unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht. Ich kann den Menschen und den Dingen den tiefen Abstand nicht verzeyhen, in welchem sie zum himmlischen Ideal meiner Liebe stehen.“

Sobald es sein Beruf gestattete, floh er die engen Mauern Jenas: „In Jena kann ich während der Ferien schlechterdings nicht bleiben... Sie glauben nicht, wie drückend es ist, immer unter Büchern zu sitzen, und, so wenig, als

29) L. I, 320, 24. Juli 1789.
30) L. I, 326, Leipzig 3. August 1789.
31) L. II, 116, 15. Nov. 1789.

wie ich hier, durch freundschaftlichen Umgang dafür schadlos gehalten zu werden. Reinhold reist in den Ferien weg, Hufeland ist heute Morgen auf 8 Wochen nach Danzig abgereist, ich bin dann übrig wie ein verdorrter Stamm" [32]).

Er weilte mehrere Wochen wieder in Volkstädt und kostete die Wonne des Zusammenlebens mit der Geliebten. Als er im Oktober nach Jena zurückkehrte, fand er die Einsamkeit, wie die Gesellschaft dort unerträglich. Nur der Gedanke an die Lieben hielt ihn aufrecht: „Wie ist mir eigentlich so wohl, daß ich mich mit keinem hiesigen Menschen vermische. Der Gedanke an euch ist meine Gesellschaft, immer gleich neu und gleich wohlthätig für mich" [33]).

Aber der Plan der Vereinigung mit der Erwählten seines Herzens schien von der Verwirklichung noch sehr weit entfernt zu sein. Noch von Rudolstadt (im Herbst 1789) theilte Schiller seinem Freunde mit, daß er die Hoffnung, einen Plan zu seiner künftigen Existenz in Jena ausführen zu können, aufgegeben [34]). Dazu waren seine nach den Ferien ihn in Jena erwartenden Amtsverhältnisse nicht derart, daß sie ihn ermutigten:

„Mein privatum ist äußerst miserabel ausgefallen, woran ich freilich zum Theil selbst Ursache bin. Ich schickte den Anschlagzettel von Rudolstadt hierher; er wurde aber, weil etwas daran fehlte, nicht angeschlagen, bis ich selbst kam — und dieses war, da die Collegien schon angefangen hatten. Die Studenten hatten also ihre Eintheilung schon gemacht; außerdem habe ich einige sehr fatale Collisionen in den Stunden nicht vermeiden können; kurz, ich bin sehr erbärmlich gefahren, meine ganze Anzahl besteht aus dreißig, wovon mich vielleicht nicht zehn bezahlen. An diesem würde mir just am wenigsten liegen, wenn mich der schlechte Anfang überhaupt nicht verdrösse.

32) L. II, 22, 1. Sept. 1789.
33) L. II, 78, 30. Okt. 1789.
34) K. II, 126, 13. Okt. 1789.

Hier schicke ich Dir die Antrittsrede, die mir hier nichts als Händel gemacht hat. Ich nenne mich in aller Unschuld darin einen Professor der Geschichte, weil mir nicht bekannt war, daß ich dadurch mit einem, der eine Nominalprofessur der Geschichte hat, collidiren könnte. Dies ist Heinrich, der darüber Lärm geblasen hat. Sie ließen es mir's durch Grießbach wissen, daß ich der Sache abhelfen möchte; welches leicht angeht, da sie neu aufgelegt wird, und also der Professor der Geschichte in einen Professor der Philosophie verwandelt werden kann. Ist dies aber nicht erbärmlich? Und der Akademiediener, der sie aus dem Buchladen fordert, ist so insolent — da man sie ihm nicht giebt, weil sie schon versendet war — den angeklebten Zettel von der Thür wegzureißen. Mit solchen Menschen habe ich zu thun"[35]).

Die Erinnerung an die ersten Früchte seines Fleißes versetzten ihn zwar in eine humorvolle Stimmung: „Heute an meinem Geburtstag habe ich mein erstes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten; was mir doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu, und noch verlegener als ich. Er retirirte sich auch gleich wieder"[36]). Der Vorfall mit Heinrich hatte ihm aber seine Stellung ganz verleidet, sodaß er eben an seinem Geburtstage ganz zerknirscht an Lotte und Caroline schrieb:

„Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, so könnte ich leben wo ich wollte, könnte noch weit besser als jetzt einen Plan zu einem Etablissement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre. Im äußern habe ich mich ganz und gar nicht verbeßert, im Gegentheil, ich habe Verlust erlitten, und mir heillose Bekanntschaften aufgebürdet, Ver-

---

35) K. II, 133 f., 10. Nov. 1789.
36) L. II, 108, 10. Nov. 1789.

hältnisse, die mir zuwider sind. Meine einzige Hoffnung ist auf den Coadjutor gesetzt. Versichert er mich bestimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, so lege ich bei dem nächsten Anlaß meine jenaische Professur nieder. Ich will aber auch im Preussischen etwas anzuspinnen suchen, und könnte ich nur Wien mit euch gut vereinigen, so wäre mir's nicht leid, in einem halben Jahre es durchzusetzen, daß ich dort wäre" [37]).

„Gebe der Himmel, daß ich in dem nächsten halben oder ganzen Jahr möge Nachricht geben können, daß ich irgend anderswo angestellt bin. An meiner Thätigkeit fehlt es nicht, diese Krisis zu beschleunigen" [38]).

Die Schwestern rieten für den Moment zur Geduld und einstweiliger Ertragung der Unannehmlichkeiten des Professorlebens, bis eine entschiedene Verbesserung der Lage einträte. Nun wurden Pläne auf Pläne geschmiedet, bei welchen man seine Hoffnung bald auf den Koadjutor von Kurmainz, den Reichsfreiherrn von Dalberg, bald auf den Herzog von Weimar setzte, bald auch von Berlin Hülfe erwartete, alle Pläne wurden an dem Gedanken geprüft, ob durch dieselben eine baldige Verbindung der sich Liebenden zu ermöglichen sei:

„In Jena könnte ich es im nächsten Jahre noch nicht möglich machen, mit Lottchen zu leben, denn ich weiß, was ich vom Herzog erhalte, wenn es äußerst glücklich geht, und dieses reicht nicht hin, denn es ist noch nicht alles mein, was ich einnehme, leider! ... Ich muß daran arbeiten, von hier weg zu kommen, um unsere Verbindung zu beschleunigen" [39]).

„Was Du mir von meiner Situation in Jena schreibst, daß ich hier gar nicht an meiner Stelle bin — o, das fühle

37) L. II, 106 f., 10. Nov. 1789.
38) K. II, 135, 10. Nov. 1789.
39) L. II, 118, 15. Nov. 1789.

ich leider lebhaft genug! Daß ich auch nicht hier bleibe, weiß ich; nur, fürchte ich, werde ich noch das ganze folgende Jahr hier ausharren müssen: theils um bei dieser Gelegenheit, docendo nämlich, mich in der Geschichte mehr umzusehen, theils auch wegen meiner Heirath. . . . . Was Du von Berlin schreibst, ist aus meinem Herzen genommen; aber die Schwierigkeiten dürften mir jetzt noch unübersteiglich sein. . . . . Länger als zwei Jahre kann dieses precaire Leben unmöglich mehr dauern. Ich weiß, daß ich einige Freunde in der Welt habe, die für mich handeln, wenn es möglich ist. Nur muß ich sie noch durch irgend ein gründliches Produkt — Gott verzeih mir diese Lästerung an der Kunst! — in ihren Verwendungen für mich unterstützen"[40]).

„Auf Ostern hoffe ich von dem Herzog zu Weimar eine Erleichterung. Besoldung werde ich es wohl nicht nennen können. Ich zweifle sehr, ob es nur 200 Thlr. sein werden, denn der Herzog muß sie aus seiner Schatulle geben. 150 Thlr. sind alles, worauf ich rechne. Ebensoviel kann ich für Vorlesungen im ersten Jahr rechnen, weil ich nur Ein Collegium lese. Dazu schlage ich für schriftstellerische Arbeiten, meine Memoires, die Thalia und den Merkur 400 Thlr., worauf ich nach dem geringsten Anschlag ganz gewiß zählen kann. Dieß wären 700 Thlr. in allem. Kann dann die ch. m. noch etwas dazu geben, so ist es gut, aber mit 700 Thlr. können wir in den ersten Jahren, wo wir uns noch nicht einrichten, leidlich leben. Einrichten können wir uns darum nicht, weil ich ganz positiv nicht in Jena bleibe. In 2 Jahren vom nächsten Sommer an gerechnet, ist entweder in Mz. oder in B—n etwas für mich entschieden. Auf einen Platz bey der Academie in B. rechne ich noch sehr, nur müssen erst einige zweckmäßige Schritte dazu geschehen. Aber alles wird mir schwerer, so-

40) K. II, 139, 23. Nov. 1789.

lang sich das Leben nicht ausser mir erheitert, solange sich meine Seele in unbefriedigter Sehnsucht verzehrt“ [41]).

„Ich habe schon gedacht, wie es vielleicht möglich wäre, unsere Vereinigung auf das Frühjahr durch Goethen zu befördern, und die Idee wird immer annehmlicher je mehr ich darüber nachdenke“ [42]).

In einem Punkte waren Schillers Vorsätze unerschütterlich, nämlich in dem Streben, Lotte so bald als möglich zu erringen. In allem Übrigen herrschte größte Unentschiedenheit. Caroline spricht von den so oft wechselnden Vorstellungen Schillers, die äußeren Verhältnisse betreffend, von seinem Schwanken, das noch durch leidenschaftliche Ungeduld gesteigert ward. Ganz so charakterisieren ihn seine Briefe aus jener Zeit. Eben hörten wir, daß er gern sähe, wenn Goethe eine Pension für ihn bei dem Herzog betriebe. Gegen Körner äußerte er aber, daß er keinen großen Glauben an die Generosität seines Herzogs habe: „kann es ihm auch nicht zumuthen, etwas Beträchtliches für mich zu thun; und bei hundert bis zweihundert Thalern Pension habe ich ganz und gar keinen Vortheil“ [43]). Er gedachte also die Professur niederzulegen. Das hatte er schon mit den Freundinnen, die sich jetzt in Weimar aufhielten, verabredet [44]), auch war beschlossen worden, der Frau von Lengefeld, der chère mère, wie sie im Freundeskreise genannt wurde, endlich Eröffnungen über das Verhältnis Schillers zu Lotte zu machen und ihr mitzuteilen, daß Schiller Jena verlassen und nach Rudolstadt übersiedeln wolle. Frau von Lengefeld, bei welcher Schiller (im Dezember 1789) um die Hand ihrer jüngsten Tochter angehalten hatte [45]), mißbilligte jedoch seinen Plan, Jena zu ver-

41) L. II, 150 f., 27. Nov. 1789.

42) L. II, 177, 8. Dez. 1789.

43) K. II, 145, 12. Dez. 1789.

44) L. II, 186, 14. Dez. 1789.

45) L. II, 201 ff., 18. Dez. 1789, 16., (II, 203 f.), 21. (II, 212) und 22. Dez. 1789 (II, 213).

lassen. Darum schrieb Schiller an Körner: „Ich habe große Hoffnung, daß etwas für mich geschehen wird. Einige Jahre, sehe ich schon, muß ich das akademische Leben schon noch mit ansehen, wär's auch nur, um die Mutter und meinen Vater zu beruhigen“[46]. Die Hoffnung Schillers erfüllte sich, der Herzog sicherte mit großer Bereitwilligkeit einen festen Gehalt zu, sodaß der Verbindung der Liebenden nichts mehr im Wege stand, wenn nicht Schiller selbst noch geheime Skrupel bei sich hegte. Von der Jenaer Gesellschaft hielt er nicht viel, von der Frauengesellschaft daselbst noch weniger. Deswegen bedauerte er seine Lotte ob des traurigen Loses, das sie in Jena erwarte:

„Für dich meine theure Lotte ist es immer ein heroischer Entschluß, hier allein mit mir zu leben; allein wirst du dich fühlen. Ich weiß, daß wir uns zu unsrer Glückseligkeit in allen äußern Lagen genug seyn werden, aber so wenig ich, ohne allen Umgang mit Männern, die nur einigermassen zu mir stimmen, mir gefallen könnte, so fürchte ich auch, daß der weibliche Umgang den du hier findest, eine traurige Leerheit bey Dir zurücklassen wird“[47]. Darüber tröstete ihn aber Lotte: „Was du mein Geliebter über meinen heroischen Entschluß sagst hat mich gerührt ... Daß ich Umgang mit Frauens vermißen könnte, fürchte ich gar nicht. Es geben mir wenige Freude, und ich bin froh, wenn ich nicht mit ihnen zu leben gezwungen bin. Die meisten sind so arm, so eng, hängen so viel an Armseligkeiten ... Aus Langerweile mich nach ihnen sehnen zu müßen, dahin wird es, kann es nie kommen“[48].

Selbst ihren Adel hielt er anfänglich für einen Grund, von Jena wegzugehen: „Es ist also von Seiten meiner Ökonomie gar nichts, was mich in Jena halten kann. Aber es ist ein wichtiger Grund vorhanden, der mich

46) K. II, 153, 24. Dez. 1789.
47) L. II, 151, 27. Nov. 1789.
48) L. II, 153, 30. Nov. 1789.

davon wegzieht, und dies ist meine Heirath. Ich mag und will die Lengefeld nicht in die fatalen jenaschen Verhältnisse hineinziehen, welche für sie noch fataler werden, da man hier ihren Adel nicht vergessen kann; ich würde sie und mich den größten Platitüden aussetzen" [49]).

Bald setzte er sich aber über diese Skrupel hinweg und trieb die Vereinigung mit dem größten Eifer. „In meiner Vereinigung mit Lottchen werden mir alle meine Beschäftigungen leichter werden" [50]). „Lassen Sie mich bald, lassen Sie mich gleich jetzt im Besitz meiner Wünsche seyn .... Von aussen hindert unsre Vereinigung jetzt nichts mehr; meine Lage wird sich auch in diesem Jahre nicht weiter verbeßern, daß ein längerer Aufschub dadurch gerechtfertigt würde .... Hier in Jena sind die nothwendigsten Anordnungen in wenigen Wochen gemacht. Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung, weil dieses Haus in jedem Betrachte eins der besten ist, die ich hier finden könnte. Bloss einige Zimmer mehr brauche ich zu miethen, und ich kann sie auf derselben Etage haben. Mein Logis ist meublirt und recht anständig; ... ich wäre nicht dafür, jetzt gleich etwas auf eigne Meubles zu verwenden. Ebenso wenig wäre es nöthig dächte ich, sogleich eine eigene Menage anzufangen .... Wiel viel Umstände werden dadurch erspart. Ich brauche dann nur Eine Domestique für Lottchen; im Hause finde ich alle sonst nöthige Bedienung. Die übrigen Artikel z. B. Wäsche, haben hier alle eine so billige Taxe, daß man bey einer kleinen Haushaltung, wie die unsrige seyn wird, fast beßer thut, sie ausser dem Hause besorgen zu lassen" [51]).

Damit war Frau von Lengefeld einverstanden: „Ihre Einrichtung in Jena gefällt mir wohl, je kleiner die Wirth-

49) K. II, 146, 12. Dez. 1789.
50) L. II, 214, 22. Dez. 1789 (an Fr. von Lengefeld).
51) L. II, 236, 9. Jan. 1790 (an Fr. v. Lengefeld).

schaft, je sorgenfreyer kann man leben. In Ansehung Ihrer nahen Verbindung mit Lottchen war mein Plan, ich wollte in einigen Wochen auf ein paar Tage zu Ihnen nach Jena kommen, da sollten Sie sich den Tag nach meiner Ankunft entweder in Jena oder auf einem nahen Dorfe trauen lassen"[52]).

Darauf Bezug nehmend schrieb Schiller an Lotte und Caroline: „Es ist mir gar lieb, dass wir uns in Jena trauen lassen ... Wir lassen uns in meinem Zimmer so ganz in der Stille trauen, dass wir, wenn die Mama und Caroline dabey sind, keine fremde Zeugen nöthig haben. Von hier kann ich niemand dazu nehmen, wenn ich Grießbachs nicht beleidigen will, und Grießbachs will ich nicht nehmen"[53]).

Und Frau von Lengefeld erfuhr durch Schiller: „Ihr und Carolinens Aufenthalt bey mir macht keinem Menschen Unbequemlichkeit. Meinen Hausjungfern ist dieses ihre höchste Freude, ich kann mich durch nichts mehr bei ihnen empfehlen, als wenn ich sie auf diese Art belästige"[54]).

Das Opfer, das seiner Meinung nach die Familie v. Lengefeld ihm brachte, suchte er möglichst zu erleichtern: „Ich glaubte es Lottchen und Ihnen schuldig zu seyn, das Opfer, das Sie mir von einer Seite bringen, Ihnen so leicht zu machen, als es in meinen Kräften ist, und Lottchen wenigstens einen anständigen Rang hier zu geben. Ich mache sie zur Hofräthinn, das ist alles, was ich kann"[55]).

Vier Wochen später fand das Aufgebot in der Jenaischen Hauptkirche statt[56]), und am 22. Februar 1790 wurde das

---

52) L. II, 240, 11. Jan. 1790.

53) L. II, 241, 12. Jan. 1790.

54) L. II, 248, 15. Jan. 1790.

55) L. II, 249, 15. Jan., vgl. Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit 1855, 15. Das an den Herzog von Meiningen gerichtete Bittschreiben um Verleihung des Titels, vom 22. Dez. 1789. Das Ernennungsdekret unmittelbar nach Eingang des Gesuchs, vom 2. Jan. 90. Goedeke, Schillers Geschäftsbriefe, 62 ff.

56) L. II, 299, 14. Febr. 1790.

Paar in Wenigen-Jena getraut: „Am letzten Montag als den 22sten wurden wir getraut.

Am vorletzten Sonntag fuhren wir (von Erfurt, wo die Braut und die Schwägerin weilten) nach Jena, und den Montag darauf meiner Schwiegermutter entgegen, die von Rudolstadt kam. Noch unterwegs ward die Trauung in einer Dorfkirche bei Jena, bei verschlossenen Thüren, von einem kantischen Theologen (dem Adjunct Schmidt) verrichtet; ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich. Das Geheimniß ist ganz über meine Erwartung geglückt, und alle Anschläge von Studenten und Professoren mich zu überraschen, wurden dadurch hintertrieben. Mit meiner Schwiegermutter verlebten wir nun noch einige angenehme Tage, und da unsere Einrichtung gleich ordentlich gemacht war, so gaben wir schon die ersten Tage ein volles schönes Bild des häuslichen Lebens. Ich fühle mich glücklich, und alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich ist und bleiben wird.

Meine Schwägerin bleibt bei uns, aber ich mußte ihr ein anderes Logis miethen, weil es mir zwischen jetzt und Michaelis noch an Zimmern fehlt. Unsere Einrichtung ist gut ausgefallen, und ich gefalle mir in dieser neuen Ordnung gar sehr. Meine Frau hat eine Jungfer und ich einen Bedienten, die mir beide nicht mehr zu unterhalten kosten, als Dir ein Bedienter in Dresden" [57]).

Lotte's Tagebuch: 22. Febr. 1806 [58]).

„An einem Montag den 22. Februar 1790 wurden wir in Wenigen-Jena vom Diaconus Schmidt getraut. Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Karoline war, uns abzuholen. Wir kamen Sonntag Abends nach Jena, wo wir bei Frl. Seegner abstiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir

---

57) K. II, 170 f., 1. März 1790.
58) L. II, 305.

meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute 1806, wo ich dies mit Schmerzen niederschreibe! Von Kahla fuhren wir gegen 2 Uhr ab und kamen um fünf Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an; stiegen an der Kirche aus; niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Karoline."

Alle Äußerungen Schillers in dieser Zeit atmen dasselbe reine Glück: „Ich verwundere mich noch über den ruhigen Uebergang in das häusliche Leben. Wir haben uns so still und schnell darein gefunden, und es war gar nichts von der Unruhe dabei, womit solche Veränderungen gewöhnlich begleitet sind. Es wird so bleiben, und bei unsern mäßigen Wünschen wird es uns nie an der schönsten Lebensfreude fehlen, die man doch nur in seinem eignen Herzen finden kann" [59]).

„Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin" [60]).

„Anstatt alles Erzählens und Versicherns schreibe ich Dir also, daß ich glücklich bin mit meiner Lotte, daß alle meine Wünsche von häuslicher Freude in ihre schönste Erfüllung gegangen sind. Wir führen mit einander das seligste Leben, und ich kenne mich in meiner vorigen Lage nicht mehr.... Sonst gefällt mir der hiesige Aufenthalt der ruhigen Existenz, der schönen Gegend, der Nachbarschaft wegen. Zum academischen Leben ist Jena der beste Ort. Auch ist es hier sehr wohlfeil, und dies besonders kommt uns beim Anfang

---

59) L. III, 4, 3. März 1790: an Fr. v. Lengefeld.
60) K. II, 172, 1. März 1790.

eigner Haushaltung sehr zu gut. Durch die Fürsorge und Güte meiner Schwiegermutter sind wir gar anständig eingerichtet“ [61]).

„Es ist jetzt gar hold und freundlich bei uns, in Jena meine ich, in unserm Hause versteht es sich ja ohnehin. Wir gehen jetzt alle Tage in's Freie, und lernen immer neue schöne Plätze kennen, die Dir sehr gefallen werden, weil sie nahe sind“ [62]).

„In fremder Gesellschaft lebe ich gar selten, denn ich habe in meinem Hause Alles, was mich glücklich machen kann — Genuß für mein Herz und Geschäfte“ [63]).

Wie fand sich das junge Ehepaar in die Jenaer Verhältnisse, mit welchen Familien bekam es vor allem Fühlung?

Trotz seines Vorurteils, das Schiller im Mai 1789 mit nach Jena brachte, hatte er doch die Hoffnung ausgesprochen, daß sich ein Zirkel zusammenfinden werde, mit dem sich leidlich verkehren lasse:

„Es sind jetzt verschiedene junge Männer in Jena angestellt, die sich vielleicht doch in einen vernünftigen Zirkel zusammenthun und einander etwas sein werden. Ein junger, geschickter Landsmann von mir, M. Paulus, wird Professor der orientalischen Sprachen. . . . Diese machen mit Reinhold, Hufeland, Schütz und mir schon einen artigen Zirkel aus, zu dem sich vielleicht noch einige andere qualificiren. Für feineren Umgang, wozu Weiber concurriren könnten, ist schlechterdings nichts zu hoffen. Das Grießbachsche Haus ist hier eins der ausgesuchtesten, aber von dieser Seite ist es ganz und gar nichts. Bei Reinholds verspreche ich mir noch eher einige angenehme Stunden. Im Ganzen aber,

61) R. 128, 16. Mai 1790.
62) L. III, 11, 15. Mai 1790 (an Caroline).
63) R. a. a. O.

seh' ich schon, muß ich mich auf meinen Fleiß, auf die schöne Gegend und auf unsere Briefe einschränken" [64]).

Das mag wohl auch die Stimmung der jungen Ehegatten gewesen sein; trotzdem entwickelte sich manch leidlicher Umgang.

In ein recht angenehmes Verhältnis trat Schiller zunächst zu seinem ungefähr in gleichem Alter mit ihm stehenden Landsmanne Paulus und dessen liebenswürdigen jungen Frau Caroline. Er wünschte sehr, daß auch seine Frau, die damals noch Braut war, eine genauere Bekanntschaft mit der Paulusschen Familie anknüpfe:

„Die Paulus wird nach Jena kommen und euch besuchen; wie ich davon sprach, daß ich zwischen ihr und euch eine genauere Bekanntschaft wünschte, so zeigten mir beide sehr viel Verlangen darnach, und sie verfielen selbst darauf, dass es schön wäre, wenn ihr euch künftig an sie halten wolltet, und einen genauern Umgang einleitetet, der die Griesbach ihres bisherigen Monopols entsetzte. Es könnte der G. selbst nicht auffallen, sobald ihr musikalische Berührungspunkte zum Vorwand nähmet" [65]).

Die Frau Paulus hatte als Mädchen sich viel mit Musik beschäftigt und erheiterte später durch ihr musikalisches Talent und ihre angenehme Stimme die Unterhaltung.

„Ich wäre gar froh, meine Liebe, wenn es zwischen dir und der Paulus zu einer mehr als alltäglichen Bekanntschaft käme; dann hättest Du doch Hoffnung zu einigem Umgang hier, der nicht ganz leer wäre, und an dem ich selbst Interesse fände, weil Paulus und ich gut zusammenstehen. Beide schicken sich schon darum sehr für uns, weil sie sich von allem übrigen hiesigen Umgang ausschließen und sich allein leben. Es gäbe dann ein stilles geschlossenes Dasein zwischen uns und diesen beiden, das auch schon von

---

64) K. II, 68, 26. März 1789.
65) L. II, 161, 5. Dezember 1789.

dieser Seite nicht ohne Reiz wäre; und wir könnten dann um so leichter andre Verbindungen abwehren und missen, wenn wir nicht ganz isolirt sind" [66]). Charlotte war damit einverstanden: „Daß die Paulus her kommt, ist mir recht lieb, sie hat etwas in ihrem Wesen, das mir gefällt, und es wird sich gut mit ihr leben lassen. Daß sie sich von der zu großen Bekanntschaft mit dem „Kranz" (Frau Griesbach) los macht, gefällt mir. Es zeigt an, daß sie die Menschen nicht so nöthig hat und für sich existiren kann und nicht so viel Berührungspunkte mit ihr hat.... Den Prof. Paulus habe ich auch gern, er hat so etwas an sich, daß man leicht mit ihm leben kann. Nein gewiß, Lieber, es ist mir eine recht freundliche Existenz mit diesen beiden denkbar."

Die Frauen scheinen sich gefunden zu haben, sodaß Schiller über die Sorge, seiner zukünftigen Frau werde es in Jena an einer angenehmen Geselligkeit fehlen, beruhigt sein konnte. Die freundschaftlichsten und innigsten Beziehungen bestanden zwischen beiden Häusern. Wenn seine Frau verreist war, speiste Schiller bei Paulus und brachte die Abende dort zu [67]).

Es blieb nicht aus, daß die Schwere der Arbeit, die gerade in diesem Jahre auf Schiller lastete, ihn manchmal mißmutig werden ließ. Und in dieser getrübten Stimmung erschienen ihm auch die ihn umgebenden Verhältnisse in trüber Beleuchtung und die Wirklichkeit der Erscheinungswelt bedrückte ihn: „Manchmal versinkt meine Seele ganz in der Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen. Frisch und kräftig wird das innere Leben des Geistes nur durch die Reibung mit andern. Paulus könnte mir viel sein, wenn er sich selbst mehr angehörte, aber er ist von Geschäften zerstreut und ge-

---

66) L. a. a. O.

67) L. III, 11, 15. Mai 1790. L. III, 22, 31. Juli 1790. III, 33, 8. Oktober 1790. R. 129, 16. Mai 1790.

drückt wie ich, und mit freiwilliger Kraft sproßt nichts aus seinem Kopfe. Es ist mir aber nicht immer gegeben, erst die Hebamme eines andern zu machen, wenn ich nach einem erfrischenden Umgang schmachte" [68]). (Schiller an Caroline.)

„Mit Paulusens kommen wir selten zusammen; er ist kränklich und hat viele Geschäfte. Die Frau weicht auch in ihrer Bahn ganz von der meinigen ab, und wir stoßen uns nicht zurück, aber wir haben die Anziehungskraft verloren" [69]). (Lotte an Fischenich, 26. Juli 1799.)

Doch die Beziehungen blieben auch noch bestehen, als die Familie Paulus nicht mehr in Jena war: „Ob ich wohl hoffe, daß das Andenken an die ruhigen Zeiten in dem friedlichen Saalthale, wie mir, auch Ihnen immer heilig und lieb ist und daß Sie sich gerne daran erinnern lassen, verehrter Freund! Glauben Sie mir, daß ich mit Rührung und bleibender Dankbarkeit Ihrer Freundschaft für Schiller gedenke, und Sie dafür segne." (Lotte an Paulus, 23. März 1815 [70]).) —

Eine eigentümliche Entwicklung erfuhr das Verhältnis zum Griesbach'schen Hause. Es ist nach mancher Richtung typisch für die geselligen Beziehungen Schillers in Jena überhaupt.

Die Familie Griesbach war den Rudolstädter Freundinnen schon bekannt, als Schiller sie kennen lernte. Ihm selbst hatte dieselbe sehr wohl gefallen, als er gelegentlich seines ersten Besuches bei ihr eingeführt worden war: „In dessen (in Griesbachs) Hause habe ich mit Charlotte (Fr. v. Kalb) meinen letzten Abend in Jena überaus angenehm zugebracht. Er wohnt des Sommers in einem großen neu erbauten Gartenhause an der Stadt, das eine

---

68) L. III, 24, 11. September 1790, vgl. auch G. 842, 20. Febr. 1802. Über Paulus' Anteil an Schillers Memoires vgl. K. II, 338, 4. Okt. 1792.

69) Dr. Hennes, Andenken S. 55.

70) v. Reichlin-Meldegg: Paulus und seine Zeit, II, S. 258.

ganze herrliche Landschaft beherrscht. Hier waren wir mit Reinholds zu zehn Personen zusammen, und der Ton, den ich da fand, gefiel mir ungemein. Seine Frau ist eine sehr gescheidte, wahre und natürliche Person, die viel Lebhaftigkeit hat. Er selbst scheint beim ersten Anblick verschlossen und kostbar, bald aber erwarmt er und man findet einen sehr geselligen, verständigen Mann" [71]).

Die Schwestern betrachteten die Personen des Hauses, namentlich die Hausfrau, mit etwas schärferen Augen: „Die Griesbach ist mir nur insofern intereßant, wenn ich ihre häuslichen Verhältnisse ansehe, und ihre Munterkeit dabei, und ihre Thätigkeit, es ist unglaublich, was sie alles besorgt. In einem andern Zirkel denke ich wohl, daß sie wenig geben kann" [72]).

„Ihre Verbindung mit Griesbachs freut mich auch, wir werden Sie doch immer sehen können wenn wir auch Griesbachs besuchen müßen, wenn auch nicht frei sprechen; an sich sind's auch gutartige Menschen, ganz in ihre Gewalt zu gerathen, davor können wir uns doch hüten" [73]).

Seit dem letzten Rudolstädter Besuche (Mitte Juni 1789) hatte die Freundschaft Schillers zu Frau Griesbach eine eigentümliche Färbung angenommen. Ein nicht bekannter Vorfall, der in Rudolstadt zur Sprache kam, mag die Ursache gewesen sein. Schiller und die Freundinnen konnten sich von der Zeit an nicht genug thun in bittern und spöttischen Bemerkungen, wenn die Rede auf die Griesbach kam, auf die „Frau mit dem Lorbeerkranze", welchen Beinamen sie von jetzt an führte [74]). Mit besonderer Kunst suchte man ihr das zwischen Schiller und Lotte bestehende Verhältnis geheim zu halten, und zwar mit um so größerer Ausdauer,

---

71) K. I, 169, 29. Aug. 1787.
72) L. I, 255, 25. März 1789.
73) L. I, 299, 3. Juni 1789, vgl. I. 306 f., 6. Juli 1789.
74) L. I, 302, 22. Juni 1789.

je mehr sie sich bemühte, Mitwisserin zu werden. Das Betragen Schillers war um so auffälliger, als er genötigt war, fast täglich bei Griesbachs vorzusprechen, und die Schwestern fast nie durch Jena reisten, ohne die Familie gesehen, oder gar da gewohnt zu haben [75]). Jede Annäherung der freundlichen, geschwätzigen Frau war Schiller in dieser Zeit, namentlich wenn er die Ferien in Rudolstadt verlebt hatte, zuwider: „Griesbachs haben mich übrigens freundschaftlich empfangen, und das ist alles, was ich will" [76]). „Der Lorbeerkranz hat mich heute Abend um 3 schöne Stunden gebracht . . . Ach! Wieviel dummes Zeug hat der Lorbeerkranz wieder gesprochen . . . . Ach meine lieben! wie werd ich dieses Leben aushalten können diesen Winter. Der ew'ge traurige Kreis von meinem Studierzimmer in das Auditorium und vom Auditorium zu G.! . . . Noch auf diesen Augenblick habe ich hier niemand besucht ausser Grießbachs. Wie wohl würde mir seyn, wenn ich es dabey bewenden lassen dürfte. Sie hat mir heute ihr Gastzimmer gezeigt. Leider hat sie eines, das sie euch anbieten kann. Aber ich hoffe, das Holz soll ihr zu theuer seyn, denn sie hat erst heute böses von jemand gesprochen, weil sie ihm ein Zimmer hat müssen heitzen lassen" [77]).

„Den Lorbeerkranz habe ich heute wieder gesehen. Er war gar artig gegen mich. Weil ich 2 Stunden hintereinander lese, so wollte er mich in der kurzen Zwischenzeit mit Thee regalieren, daß mein Hals nicht zu sehr angegriffen würde. Ist das nicht galant von der ungalanten Person" [78])?

Die Bemerkungen Schillers waren manchmal hart, und die Behandlung der freundlichen Frau, die jedenfalls Schiller wohl wollte, nicht besonders liebenswürdig: „Ich komme

---

75) L. I, 306 ff., 315, II, 8.
76) L. II, 61 f., 23. Okt. 1789.
77) L. II, 68, 26. Okt. 1789.
78) L. II, 76, 29. Okt. 1789.

eben von dem Lorbeerkranz, der aber heute sich gewaschen haben muß. Ich belüge ihn ganz erschrecklich, er ist ordentlich an mich attaschirt. Er scheint einen Plan zu haben, mich zu verheurathen, er kam schon etlichemal darauf . . . . Ich werde es mit vieler Lust herankommen sehen, das Projekt und die Auserwählte" [79]).

Als Schiller nach Neujahr (1790) von Weimar, wo er die jetzt weilenden Schwestern besucht hatte, zurückgekehrt war, schrieb er: „Ich bin noch immer in Weimar unter Euch, Ihr Lieben. Bei meiner Ankunft fand ich ein Billet von dem Lorbeerkranz, worin mir zum Neujahr gratulirt wurde. Man hoffte darin, daß ich ihm dieses Jahr eine Freundin schenken und einen Freund erhalten würde . . . Wie nah legte es mir der Lorbeerkranz, mit der erwarteten Neuigkeit herauszurücken, aber die Mühe war umsonst."

„Der Lorbeerkranz möchte vor Erwartung fast vergehen. Ich brate ihn an einem langsamen Feuer. Es scheint, er weiß alles und ziemlich gewiß; aber weil ich zurückhalte, so wird ihm auch die völlige Gewißheit zum Zweifel. Gestern wurde ich wieder gebeten nur einen Augenblick nach der Vorlesung hin zu kommen, und da wurde mir ein schönes Bouquet von lebendigen Blumen zum Geschenk gemacht, mit dem bedeutungsvollen Zusatz, ich solle sie dem Frauenzimmer geben, von dem ich den Haarring trage. Man war erschrecklich feierlich und gar rührend. Ich soll versichert seyn, sagte sie, daß ich ihr Glück mache wenn ich das meinige mache. Aber nichts war aus mir herauszubringen und die Blumen mögen sie jetzt herzlich reuen, die sie an mich gewendet hat. Ich schicke dir die Blumen nicht, liebe Lotte, sie soll ihre Absicht nicht damit erreichen, lieber mögen sie bey mir verderben" [80]).

---

79) L. II, 91, 5. Nov. 1789. II, 187, 14. Dez. 1789.
80) L. II, 222, 3. Jan. 1790. II, 227, 5. Jan. 1790.

Lotte empfand endlich menschlicher: „Ich lege Dir hier einen Brief vom Lorbeerkranz bei, den ich heute erhalten habe. Er dauert mich fast; auf dem Fuß, wie ich jetzt bin will ich bleiben, und recht höflich sein, aber die enge Verknüpfung der Herzen wird nie vor sich gehn. Ein freundlich Gesicht kann ich ja machen, wenn ich sie sehe; und dann und wann eine Stunde bei ihr sein. Da ich überhaupt wenig ausgehn werde, so wird es ihr nicht auffallen, und ganz vor den Kopf stoßen thue ich sie nicht gern, es wäre ungerecht und undankbar. Ob nur der arme Kranz nicht auch dein Herz rühren wird! Schick mir den Brief wieder, sei so gut, weil ich ihr doch antworten muß, und laße sie nicht gar vor Neugierde sterben"[81]).

Ob der leise Wink von Erfolg war? Frau Griesbach konnte Schillers Herz vorläufig noch nicht gewinnen: „Dem Lorbeerkranz habe ich endlich von unserer Verbindung gesagt. Es war eine widerwärtig-empfindsame Scene, ich habe einen Kuss von ihm ausstehen müssen. Aber ich fürchte, er hat sich auf einer Falschheit betreten lassen, die ihm nicht verziehen wird, wenn ich dahinter komme. Er wollte mich überreden, daß ich seiner Empfindung durch meine Kälte am Neujahrsmontag schmerzlich weh gethan habe ..... Bringe ich aber heraus, dass sie wirklich Theil an uns nimmt, so muß man sie wenigstens nicht beleidigen"[82]).

Lotte war derselben Meinung: „Mein Herz wird der Kranz wohl nicht ganz rühren können, aber sie beleidigen wollen wir auch nicht. Es ist mir schon mit so vielen Menschen geglückt, sie gut zu erhalten und sie doch nicht oft zu sehen"[83]).

Auch nach der Hochzeit suchte man sie ferne zu halten, aber im Laufe der Jahre besserte sich das Verhältnis zum

81) L. II, 234, 9. Jan. 1790.
82) L. II, 258, 25. Jan. 1790.
83) L. II, 261, 26. Jan. 1790.

Griesbach'schen Hause und nahm zeitweilig sogar herzlich freundschaftliche Formen an. Der vielgeschmähte „Lorbeerkranz" erwies sich als eine treue Helferin in Not- und Krankheitszeiten, und der lustige Geburtstagsgruß:

„Mach auf, Frau Griesbach, ich bin da
Und klopf' an deine Thüre."

wird der liebenswürdigen Natur der menschenfreundlichen alten Dame besser gerecht, als die herben Sarkasmen der früheren Jahre.

Von Weimar aus schreibt Lotte (26. Dez. 1804) der alten Freundin: „Wenn ich der stürmischen Tage in Jena gedenke, und ich mußte dieser Tage oft daran denken, wenn ich mir das Gute und Böse, was ich erlebte, ins Gedächtniß zurückrief, so wird mir's ganz voll ums Herz und angst! Ihre treue Freundschaft hat aber wieder unsere Freuden und Leiden getheilt und solche Freuden können einen auch noch eine Blume unter den Klippen finden lassen"[84]). (Lotte a. Fr. Geh. Kirchenrätin Griesbach, 26. Dez. 1804.)

Als Schiller gestorben war, nahm sich die liebenswürdige Freundin der Familie an: „Caroline und Emilie (die beiden Töchter Schillers) werden bei der guten Griesbach sein, die sie wie ihre Mutter pflegen wird." (Lotte a. Christophine Reinwald: Anfang Juni 1805[85]).)

Von allen Bemerkungen, welche über die Griesbach'sche Familie in dem Schillerschen Kreise gefallen sind, war wohl die richtigste die im Jahre 1809 von Charlotte an Fischenich gerichtete:

„Jetzt ist mir die Jenaische Welt ganz fremd. Griesbachs sind die einzigen von meinen alten Freunden, aber sie sind mir auch recht lieb, ich habe ihren Antheil und ihre

---

84) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde I, 384, vgl. Hennes, Andenken an Fischenich 110, 132.

85) Charlotte v. Schiller I, 358.

Freundschaft erprobt. Sie würden jetzt auch in soliden Ansichten sie schätzen und ehren"[86]). —

Schillers erster Besuch in Jena führte ihn auch mit dem Vertreter der Litteraturzeitung, dem Prof. Schütz[87]), zusammen: „Meine erste hiesige Bekanntschaft war Schütz und seine Frau. Er war eben aus einer schlimmen Krankheit aufgestanden, doch fand ich ihn schon sehr erholt und auch lebhaft. Seine Außenseite ist nicht liebenswürdig, aber geistreich; seine Augen haben Feuer. Er spricht mit vielem Sinn über alles; hier wird erstaunlich viel aus ihm gemacht, auch in Weimar. Wir sind recht gute Freunde geworden, was ich mir in Dresden nicht vermuthete"[88]).

Die Frau Schütz wird von andrer Seite als eine gebildete und sehr belesene Frau geschildert[89]). Auf Schiller machte sie diesen Eindruck nicht: „Die Professor Schütz ist ein triviales, sonst sehr lebhaftes Weib, das unaussprechlich gern gefallen will und sich durch die auffallendsten, übel angebrachten Kleidertrachten lächerlich macht. Sonst aber kommt ihre Eitelkeit dem Fremden, vorzüglich denen von einigem Rufe, zu gut, die sie mit Aufmerksamkeit belagert"[90]).

Ähnlich urteilte Lotte: „Den Pr. Schütz kenne ich nicht, aber von seiner Frau weiß ich genug, um zu glauben, daß sie eben für Menschen von Geist nicht sehr unterhaltend sein mag. Man hat mir wunderliche Dinge von ihr erzählt, und wie ich sie sah in Weimar, veränderten sich meine Ideen von ihr nicht sehr"[91]).

---

86) Dr. Hennes, Fischenich u. Charl. v. Schiller, S. 103.
87) K. I, 151, 19. Aug. 1787.
88) K, I, 168, 29. Aug. 1787.
89) Christian Gottfr. Schütz, Darstellung s. Lebens ꝛc. II, 357 ff.
90) K. I, 169, 29. Aug. 1787.
91) L. II, 255, 25, März 1789.

Und so hat sich denn, trotzdem es Schützens, namentlich im Anfang, an freundlichem Entgegenkommen nicht fehlen ließen[92]), ein näheres Verhältnis zwischen den beiden Häusern nicht entwickelt. —

Auch Hufeland gehörte zu denen, die Schiller bei seinem ersten Besuche in Jena des Kennenlernens wert schienen: „Ein gewisser Hufeland wird mir dort sehr gerühmt"[93]).

Schiller war befriedigt von dem ersten Eindruck: „ein vortrefflicher Kopf, in welchem vielleicht ein großer Mann schlummert. Ein stiller denkender Geist, voll Salz und tiefer Forschung — und er ist noch jünger, als wir beide. Auch mit diesem bin ich recht gut bekannt geworden"[94]).

Auch später kehren in den Briefen freundliche, anerkennende Äußerungen über Hufeland wieder[95], für den auch die Rudolstädter Schwestern günstig voreingenommen waren[96]). Doch ist es zweifelhaft, ob Schiller mit seiner Frau viel in dem gastfreundlichen Hause, in dem „Wissenschaft, Poesie und Kunst gern einkehrten", in welchem die liebenswürdige Hausfrau durch ihren angenehmen Gesang und ihr schönes Klavierspiel die Stunden erheiterte, in dem Goethe ein gern gesehener Gast war, viel verkehrt hat. Nach den Briefen Fritz v. Stein's an Charlotte scheint es nicht der Fall gewesen zu sein:

„Es thut mir leid, daß Hufeland Jena verläßt. Sie verlieren nichts dabei, da Sie nicht mit ihm oder seiner Frau umgingen, aber die Studenten verlieren recht viel." (10. Febr. 1796.)

---

92) K. II, 55. f. 9. März 1789; II, 60, 10. März 1789.
93) K. I, 151, 18. Aug. 1787.
94) K. I, 168, 29. Aug. 1787.
95) K. I, 178, 10. Sept. 1787; L. III, 19, 29. Juli 1790. u. a. m.
96) L. I, 186, 29. Dez. 1788; I, 255, 25. März 1789.

„Leer im Herzen mag Hufeland wohl sein, und ich glaube daher, daß er Ihnen nicht gefallen konnte, aber viel Kenntnisse hatte er schon, als ich ihn verließ . . .“ (6. Dez. 1803 [97]).

In der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Jena blieb Schiller wenig Zeit für gesellschaftlichen Verkehr übrig, denn er mußte den größten Teil des Tages am Schreibtisch zubringen:

„Meine Vorlesungen kosten mich jetzt noch erstaunlich viel Zeit und Mühe, sowohl weil ich erst selbst lernen muß, als auch, weil mir die Materie unter den Händen wichtiger wird, als ich sie für den Augenblick brauche, und ich die Gedanken doch nicht fahren lassen mag.“ (11. Juni 1789 [98]).)

„Ich muß mir für diesen Winter Toleranz von Dir erbitten, wenn Du seltener von mir hörst; denn so wie diesen Winter bin ich, so lange wie ich lebe, nicht obsedirt gewesen von Arbeit. Du kannst Dir's leicht denken, wenn ich Dir sage, daß ich alle Tage eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben muß; also jeden Tag fast zwei gedruckte Bogen, ohne die Zeit, die auf Lesen und Excerpiren hingeht.“ (10. Nov. 1789 [99]).)

Mit der Zeit bereitete ihm die Ausarbeitung der Vorlesungen übrigens nicht mehr so viel Arbeit: „Das Collegienlesen wird mir jetzt schon etwas leichter, oder ich mache es mir leichter. Das Ausarbeiten der Vorlesungen habe ich aufgegeben, und spreche jetzt frei und aus dem Stegreif. Dadurch werden jeden

---

97) Charlotte v. Schiller u. ihre Freunde I, 445, 484. Die (rein geschäftlichen) Briefe Schillers an Hufeland bei Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit (1855) 13—22.

98) K. II, 113.

99) K. II, 133 f.

Tag einige Stunden gewonnen, die das Aufschreiben mir sonst gekostet hat, und die Facta prägen sich meinem Gedächtniß weit besser ein, wenn ich mich auf mein Gedächtniß mehr verlassen muß." (1. Febr. 1790 [100]).)

In diesem Winter las er wieder Universalgeschichte; von Rudolstadt aus, wo er sich in den Ferien befand, schrieb er im Herbst 1789:

„Kommenden Winter lese ich die Woche fünf Stunden Universalgeschichte, von der fränkischen Monarchie an bis auf Friedrich II., und eine Stunde publice Geschichte der Römer, so daß ich von Ostern 1789 bis Ostern 1790 den ganzen Kursus der Universalhistorie durchgemacht haben muß. Wie? das ist eine andere Frage." (28. Sept. 1789 [101]).)

Neben der Ausarbeitung seiner Vorlesungen, die ihm damals noch viel Zeit wegnahm, namentlich auch deswegen, weil er an deren Veröffentlichung dachte [102]), beschäftigte ihn die Herausgabe der „Allgemeinen Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten": „Zum Glück habe ich die Memoires, woran zwei Mitarbeiter sind, denen ich nur die Hälfte des Honorars zu bezahlen brauche. Der erste Band wird diese Woche gedruckt sein, und der zweite kommt unter die Presse" [103]).

Gleichzeitig forderte die Redaktionsarbeit an der bei Göschen erscheinenden Thalia manche Stunde. Beiträge für den „Merkur" und die „Allgemeine Litteraturzeitung" gingen nebenher. Für den „Historischen Kalender für Damen", der auch bei Göschen erschien, hatte er den dreißigjährigen Krieg zu schreiben. Das war eine Arbeit mit Anstrengung aller Kräfte: „Die Memoires, die Collegien, die Beiträge zur

100) K. II, 168.
101) K. II, 124.
102) K. II, 134, 10. Nov. 1789.
103) K. II, 134, 10. Nov. 1789.

Thalia nehmen meine ganze Zeit, und mein Kopf ist überladen, ohne Genuß dabei zu haben"[104]).

Der Beginn des neuen Semesters sah ihn wieder in strenger Arbeit: „Die Ferien sind vorbei und ich bin wieder im Geschirr; doch mehr in Göschens als in dem der Akademie. Das akademische Karrenführen soll mir doch nie etwas anhaben. Freilich, zu einem musterhaften Professor werde ich mich nie qualificiren; aber dazu hat mich ja die Vorsehung auch nicht bestimmt. Erwarte also von mir wenig Compendien, aber desto gewisser etwas anderes.

Zu meinem Vergnügen, und um doch für meine zweihundert Thaler etwas zu thun, lese ich, neben einem privatum über die Universalgeschichte noch ein publicum über den Theil der Ästhetik, der von der Tragödie handelt. Bilde Dir ja nicht ein, daß ich ein ästhetisches Buch dabei zu Rathe ziehe — ich mache diese Ästhetik selbst, und darum, wie ich denke, um nichts schlechter. Mich vergnügt es gar sehr, zu den mancherlei Erfahrungen, die ich über diese Materie zu machen Gelegenheit gehabt habe, allgemeine philosophische Regeln und vielleicht gar ein scientifisches Prinzip zu finden... Zugleich giebt mir diese Arbeit einen nicht uninteressanten Stoff für die Thalia, und daß sie die Studenten interessirt, kannst Du Dir leicht einbilden"[105]).

„Der dreißigjährige Krieg, den ich in Göschens Kalender mache und der in den ersten Wochen Augusts fertig sein muß, nimmt mir jetzt alle Stunden ein, und ich kann kaum zu Athem kommen.... Sonst wäre mir sehr wohl und ich könnte mich meines Lebens recht freuen. Auch wundere ich mich selbst über den Muth, den ich bei diesen drückenden Arbeiten beibehalte; eine Wohlthat, die ich nur meiner schönen häuslichen Existenz verdanke. Ich bin täglich vier-

---

104) K. II, 178 f., 26. März 1790.
105) K. II, 186 ff., 16. Mai 1790.

zehn Stunden, lesend oder schreibend, in Arbeit, und dennoch geht's so leidlich, wie sonst nie... Meine Theorie der Tragödie, der ich jede Woche einen Tag widme, macht mir noch immer viel Freude; aber langsam geht es freilich, da ich gar kein Buch dabei zu Hilfe nehme — blos Reminiscenzen und tragische Muster"[106]).

„Endlich bin ich mit der beschwerlichen Arbeit des dreißigjährigen Krieges zu Ende, aber nicht weiter gekommen, als bis zur Breitenfelder Schlacht." (12. Sept. 1790[107]).)

Während der Ferien erholte sich Schiller in Rudolstadt: „Die Ferien sind jetzt vorbei, und ich lese schon wieder seit acht Tagen. Zwölf Tage brachte ich in Rudolstadt mit Essen, Trinken und Schachspielen oder Blindekuhspielen zu. Ich wollte ganz feiern, und diese Erholung hat mir wohlgethan, obgleich sie mir gegen das Ende unerträglich wurde. Lange kann ich den Müßiggang nicht ertragen, solchen besonders, wo der Geist nicht einmal durch geistigen Umgang gepflegt wird. Sogar die Vorlesungen machen mir jetzt mehr Vergnügen. Ich erwerbe mir neue Begriffe, mache neue Combinationen und lege immer etwas an Materialien für künftige Geistesgebäude auf die Seite. Sieh, so wird einem der Dienst lieb"[108]).

In den Jahren 1789 und 90 entstanden eine Reihe kleinerer Schriften, welche zum Teil die Frucht der Vorlesungen, zum Teil durch die von Schiller ins Leben gerufenen oder fortgeführten litterarischen Unternehmungen veranlaßt waren. Am 10. Nov. 1789 schickte Schiller dem Freunde Körner die Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" Im Oktober 1790 schrieb Körner: „Die Sendung Moses ist eine

---

106) K. II, 191 f., 18. Juni 1790.
107) K. II, 199.
108) K. II, 206 f., 1. Nov. 1790.

Vorlesung von Dir. Von dieser Art könntest Du mehrere in der Thalia liefern, die zusammen eine historische Gallerie bilden könnten" [109]). Schiller erwiderte: „Der Aufsatz über Moses in der Thalia hat also Deinen Beifall? Im elften Hefte kommen noch zwei andere, ungefähr von demselben Gehalt; auch die Vorlesung über Lykurg („Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon"), die Du mit angehört hast, ist darunter" [110]). In demselben Hefte befand sich auch der Aufsatz: „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde." („Lykurgs Gesetzgebung" war übrigens nicht Originalaufsatz von Schiller, sondern von dessen früherem Lehrer Nast an der Hohen Karlsschule.) In den Memoires erschienen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des griechischen Kaisers Alexius Komnenes, beschrieben durch seine Tochter Anna Komnena": „Meine Arbeit wird nun Anna Comnena und nach dieser Otto von Freisungen über Friedrich I. sein („Universalhistorische Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I."). Mit einer universalhistorischen Abhandlung über die Kreuzzüge werde ich das Werk überhaupt interessant eröffnen können" [111]). Um diese Zeit wurde auch der „Menschenfeind", den Schiller schon längere Zeit mit sich herumgetragen hatte, in die Thalia eingerückt [112]).

Im Winter 1790 entstand die bekannte Kritik der Bürger'schen Gedichte: „Ich bin neugierig, was Du zu meiner Recension von Bürger sagen wirst, die in den nächsten Stücken der Litteraturzeitung erscheint. Freilich sind's nur einige hingeworfene Winke, aber die mir zu ihrer Zeit geredet scheinen" [113]).

---

109) K. II, 202, 6. Okt. 1790.
110) K. II, 206, 18. Oct. 1790.
111) K. II, 96, 13. Mai 1789.
112) K. II, 211 ff., 11. u. 26. Nov. 1790.
113) K. II, 219, 17. Dez. 1790.

Vorläufig trat damit eine Pause in Schillers schriftstellerischer Thätigkeit ein.

2.

Nach Neujahr 1791 stellte sich schwere Krankheit dem unermüdlichen Streben Schillers, der seine Kräfte zu sehr angestrengt hatte, entgegen. In Erfurt traf ihn der erste Anfall: „Gestern kam ich von einer zwölftägigen Reise wieder hier an. In Erfurt begegnete mir das Unglück, von einem heftigen Katarrhfieber angegriffen zu werden" [114]).

„Endlich", schreibt er Ende Februar, „nach einer langen Unterbrechung kann ich mich wieder mit Dir unterhalten. Meine Brust, die noch immer nicht ganz hergestellt ist, erlaubt es nicht, daß ich viel schreibe; sonst hättest Du schon früher einen Brief von mir erhalten. Dieser noch fortdauernde Schmerz auf einer bestimmten Stelle meiner Brust, den ich bei starkem Einathmen, Husten und Gähnen empfinde, und der von einem Gefühl der Spannung begleitet ist, beunruhigt mich in manchen Stunden, da er durchaus nicht weichen will, und läßt mich zweifeln, ob meine Krankheit durch eine vollkommene Krise gehoben ist. . . . . Schon in Erfurt erlebte ich einen Anfall, der aber durch einen dortigen, nicht ungeschickten Arzt mit zu weniger Aufmerksamkeit behandelt und weniger curirt als zugedeckt wurde; . . . . aber schon am anderen Tage nach meiner Heimkunft, wo ich wieder zu lesen angefangen hatte, kam das Fieber und nahm mit großer Heftigkeit zu. . . . . Am dritten Tage spie ich Blut. . . . . Einige starke Aderlässe, Blutigel, zweimal Vesicatorien verschafften mir Luft. Der blutige Auswurf färbte sich bald

---

114) K. II, 224 12. Jan. 1791.

und hatte guten Eiter. (Hinzu kam ein Unterleibsleiden.) ... Die kleine Bewegung, wenn man mich vom Bette nach dem Sopha trug, zog mir Ohnmachten zu und der Arzt mußte mir vom siebenten bis eilften Tage nach Mitternacht Wein geben lassen. ... Am neunten und eilften Tage erfolgten Krisen. .... Die Pflege war vortrefflich, und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerksamkeit und die thätige Theilnahme betrachtete, die von vielen meiner Auditoren und hiesigen Freunde mir bewiesen wurde. Sie stritten sich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige thaten dieses dreimal in der Woche. Der Antheil, den man sowohl hier als in Weimar an mir nahm, hat mich sehr gerührt.

Daß ich diesen Winter nicht mehr lese, versteht sich von selbst; aber auch den Sommer habe ich beschlossen auszuruhen. Selbst wenn ich dieses meiner Gesundheit nicht schuldig wäre, würde mir die Anhäufung schriftstellerischer Geschäfte, worunter der Kalender sich befindet, keine andere Wahl erlauben. Ich werde, wie ich hoffe, die Dispensation ohne Anstand von dem Herzog erhalten, bei dem ich sie der Form wegen suchen muß; überhaupt aber will ich die günstige Stimmung des weimarischen Hofes für mich dahin zu nutzen suchen, daß mir die völlige Freiheit zu lesen und nicht zu lesen auch für die Zukunft gelassen wird.

Wenn ich alsdann wieder lese, so werden es nur privatissima sein: eins in einem ganzen Halbjahr, welches ich auf meiner Studirstube lesen kann, wo der größere Preis allenfalls ersetzt, was an der Menge der Auditoren abgeht, nnd wo ich überhaupt die ganze Arbeit mehr als Conversation und Unterhaltung behandeln kann. So werde ich künftigen Winter förmlich Aesthetik studiren und darüber lesen"[115]).

---

115) K. II, 230, ff., 22. Febr. 1791.

Im März ging Schiller nach Rudolstadt. Hier erlitt er einen neuen harten Anfall, der ihn dem Tode nahe brachte[116]).

Im Juli reiste er zur Stärkung seiner erschütterten Gesundheit nach Karlsbad, wo er mit Frau nnd Schwägerin einige Wochen weilte. Den September brachte er in heiterem Umgange in Erfurt zu, konnte aber leider die Sorgen wegen seiner Zukunft nicht unterdrücken: „Hier in Erfurt lebe ich recht angenehme Tage. Alle Abende bringen wir beim Coadjutor zu, der recht freundschaftlich um mich bekümmert ist. Wie ich es diesen Winter halten werde, weiß ich in der That noch nicht. Von Collegien-Lesen wird wohl schwerlich die Rede sein; aber überhaupt bin ich jetzt wegen meines künftigen Aufenthalts und Schicksals in Ungewißheit. Es ist mir durchaus jetzt unmöglich, wie bisher mich auf meine schriftstellerischen Einkünfte zu verlassen; denn so beträchtlich diese auch sind, so lange ich vollkommen gesund bin, so fehlen sie mir doch ganz in der Krankheit. Ich habe dies auf des Coadjutors Anrathen dem Herzog geschrieben und förmlich um eine Besoldung nachgesucht, die hinreichend ist, mich im äußersten Nothfall außer Verlegenheit zu setzen. Kann er mir sie nicht bewilligen, so muß ich sie anderwärts suchen, wie viel Mühe es auch kosten mag"[117]).

Nach dem Briefe Körners hatte er das vorläufig nicht nötig[118]). Anfangs Oktober finden wir Schiller wieder in Jena: „Meine noch immer so ungewisse Gesundheit machte mir die Ruhe und Ordnung höchst nöthig, die ich diesen ganzen Sommer habe entbehren müssen. Auch meine gute Lotte bedarf ihrer . . . Ich habe in Erfurt im Umgange mit Dalberg viel Vergnügen genossen. Dessenungeachtet habe ich mich nach Jena gesehnt, weil ich doch hier zu Hause

116) K. II, 243, 24. Mai 1791.
117) K. II, 257 f., 6. Sept. 1791.
118) K. II, 266, 13. Okt. 1791.

bin, alle Bequemlichkeit genieße, die bei einem kränklichen Zustande so unentbehrlich ist, und weil ich hier im Umgange mit Meinesgleichen und der Auswahl junger Leute mich selbst mehr genießen kann"[119]).

„So ist mir's denn hier ganz leidlich. Ich sehe oft Menschen bei mir, und werde es so einrichten, daß ich einige Abende regelmäßig Gesellschaft bei mir haben kann. Zwei Tage in der Woche sind schon durch zwei Privatclubbs unter guten Freunden besetzt, nun will ich noch zwei dazu bestimmen. Viel Ausgabe machen diese Butterbrodgesellschaften nicht; wenn ich das halbe Jahr vier Louisd'or mehr daran wende, so kann ich alle Woche zweimal drei auch vier Menschen bitten, und zu meinem Wohlsein ist dies so nöthig. Nun fehlt mir bloß Equipage, um jeden Tag spazieren zu fahren, dadurch würde mir sehr viel geholfen sein; aber diesem Wunsche muß ich freilich entsagen.

Für meine Lotte wünschte ich wohl einige leidlichere Frauengesellschaften; denn in diesem Stück sieht es hier sehr traurig aus. Es ist ein Glück, daß sie Liebhabereien hat, mit denen sie sich beschäftigt, wenn ich zu thun habe. Meine Krankheit hat dadurch, daß sie mich ganz außer Thätigkeit setzte, uns so aneinander gewöhnt, daß ich sie nicht gern allein lasse. Auch mir macht es, wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe giebt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter"[120]).

Half ihm das schöne Familienleben, der neuerdings ausgedehntere gesellige Umgang über manches körperliche

---

119) K. II, 262 f., 3. Okt. 1791.
120) K. II, 269, 24. Okt. 1791.

Ungemach hinweg, so bereiteten ihm doch seine zerrütteten materiellen Verhältnisse schwere Sorgen [121]). Da erschien unerwartete Hülfe:

„Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich schon so lange ich lebe auf's Feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tausend Thaler zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit zu bleiben wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Aber die Delicatesse und Feinheit, mit der der Prinz mir dieses Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren, als das Anerbieten selbst.

Wie mir jetzt zu Muthe ist, kannst Du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten. Binnen drei Jahren kann ich dann entweder in Dänemark eine Versorgung finden, oder es fällt mit Mainz etwas vor — und dann bin ich auf zeitlebens gedeckt“ [122]).

Schiller fühlte sich, soweit das bei seinem immer noch leidenden Zustand überhaupt möglich war, jetzt recht glücklich: „Ich beginne das neue Jahr mit den besten Hoffnungen. Bin ich auch noch nicht gesund, so hat mein Kopf doch seine ganze Freiheit, und an meiner Thätigkeit werde ich durch meine Krankheit wenig gehindert“ [123]).

---

121) K. II, 258 f., 6. Sept. 1791.
122) K. II, 282 f., 13. Dez. 1791.
123) K. II, 287, 1. Jan. 1792.

Mit Energie griff er jetzt zum zweitenmale ein Studium an, das ihm lange Körner schon empfohlen, das er früher begonnen, an dessen Fortsetzung ihn aber die Krankheit im Frühjahre 1791 abgehalten hatte[124]), nämlich das Studium Kants:

„Ich treibe jetzt mit großem Eifer Kantsche Philosophie und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit Dir darüber verplaudern könnte. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dieses auch drei Jahre kosten könnte. Übrigens habe ich mir schon sehr vieles daraus genommen und in mein Eigenthum verwandelt. Nur möchte ich zu gleicher Zeit gern Locke, Hume und Leibnitz studiren“[125]).

Die Beschäftigung mit Kant warf auch ihre Lichter in den zwanglosen Verkehr, den Schiller damals mit einer Reihe jüngerer Freunde pflegte:

„Meine häusliche Existenz hat jetzt sehr viel Abwechselung, und diese macht mich frisch zur Arbeit. Ich habe die Einrichtung getroffen, daß ich Mittags und Abends mit fünf guten Freunden, meist jungen Magistern zusammenspeise, die bei meinen Hausjungfern mit mir in die Kost gehen. So habe ich, ohne mit der Besorgung beschwert zu sein, täglich einen gesellschaftlichen Tisch; und da es zum Theil Kantianer sind, so versiegt die Materie zur Unterhaltung nie. Nach Tische wird zuweilen gespielt; ein Behelf, der mir seit meiner Krankheit fast nothwendig worden ist. Habe ich nun vollends Wagen und Pferde, so fehlt mir nichts zu einer angenehmen Existenz“[126]).

Schon vor seiner Krankheit hatte ihn besonders der Verkehr mit talentvollen und strebsamen jungen Leuten angezogen. Eine Anzahl geistvoller Männer hatte der Ruf Reinholds, der Kantische Philosophie lehrte, nach Jena ge-

124) K. II, 235, 5. März 1791.
125) K. II, 289, 1. Jan. 1792.
126) K. II, 289, 1. Jan. 1792.

führt, einige fanden sich oft bei Schiller zu philosophischen Gesprächen ein. Manche unter ihnen wurden seine Hausfreunde:

„Ich habe in den letzten Zeiten meines Jenaer Aufenthaltes einige Bekanntschaften gemacht, die mir seitdem sehr viel Vergnügen verschafft haben. Darunter gehört ein gewisser Erhard aus Nürnberg, Doctor medicinae, der hieher gekommen ist, um Reinhold und mich kennen zu lernen und sich über Kantsche Philosophie weiter zu belehren. Es ist der reichste, vielumfassendste Kopf, den ich noch je habe kennen lernen. . . . Sein Umgang ist geistvoll, sein moralischer Charakter vortrefflich und größtentheils sein eigenes Werk. . . Die erste Erscheinung kündigt ihn nicht gleich so vortheilhaft an, als er sich bei längerem Umgange zeigt, weil er etwas decidirtes und sicheres an sich hat, das man leicht für Prätension und Zudringlichkeit auslegt"[127]). Als Schiller im Frühjahr 1791 in Rudolstadt weilte, besuchte Erhard die Familie daselbst. Auch später erinnerte man sich seiner mit Freuden[128]).

Zu diesem Kreise gehörte auch ein „Liefländer, Namens Graß, der sich einige Jahre in Jena aufhielt, um da Theologie zu studiren. Darin hat er's nun nicht weit gebracht, aber desto weiter im Zeichnen und Landschaftmalen, wozu er ganz außerordentlich viel Genie besitzt. . . Dabei hat er große Talente zur Poesie. . . Er ist ein herzlich attachirtes Wesen, wo es ihm wohl ist"[129]). Auch er stattete der Familie in Rudolstadt einen Besuch ab und war Zeuge der schweren Leiden Schillers, die ihn am 7. Mai hier niederwarfen.

„Eine andere meiner Bekanntschaften ist ein gewisser Baron Herbert aus Klagenfurt, ein Mann an den 40, der

---

127) K. II, 239 f., Rudolst., 10. Apr. 1791.
128) L. III, 78, Ansbach, 14. Juni 1793.
129) K. II, 241, 10. Apr. 1791.

Weib und Kind hat, eine Fabrike in Klagenfurt besitzt und auf 4 Monate nach Jena reiste, Kantisch-Reinholdsche Philosophie zu studiren. Ein guter gesunder Kopf mit ebenso gesundem moralischem Charakter"[130]).

In diesem Zusammenhange ist auch zu nennen Gustav v. Adlerskron, ein liefländischer junger Edelmann, der unter einem angenommenen Namen in Jena studierte und immer als treuer Hausfreund von Schillers Familie angesehen wurde. Schiller konnte es nicht vergessen, mit welchem anhaltenden Eifer, mit welcher Umsicht und Zartheit er ihn in seiner schweren Krankheit gewartet hatte. Damals trat auch Hardenberg (Novalis), der bei Schillers Leiden die innigste Teilnahme äußerte, dem Hause vertraulich nahe. Desgleichen Hornemann, von dem Schiller an Körner schrieb: „Ich bringe wahrscheinlich einen jungen Dänen mit, der sich ein Jahr lang in Jena aufgehalten, um mit der Kantschen Philosophie aufs Reine zu kommen. Diesen Sommer reist er nach Kopenhagen zurück, um dort als Professor angestellt zu werden und das neue Evangelium zu predigen"[131]).

Zu dem engeren Kreise der jüngeren Freunde, welche täglich mit Schiller zusammenkamen, und mit denen er sich vorzüglich über die Kantische Philosophie unterhielt, gehörten aber vor allem Niethammer und Fischenich. Zur Tischgesellschaft zählten außer diesen Fritz von Stein, von Fichard und dessen Hofmeister Göritz.

Auf Niethammer bezog sich wohl die Stelle: „Ein neuer schwäbischer Magister ist jetzt auch hier angekommen und wohnt bei Paulussens. Er scheint ein Mensch von vielem Kopf und vielen Kenntnissen"[132]). Schiller nahm sich seiner an, da er ganz unbemittelt war: „Die Belagerung von Rhodus ist von einem armen Studenten und

130) K. II, 241, 10. April 1791.
131) K. II, 302, 15. März 1792.
132) L. III, 12, 15. Mai 1790.

ich habe sie bloß aufgenommen (in die Thalia), um mich für einige Vorschüsse, die ich ihm gemacht, einigermaßen bezahlt zu machen. Er hat gar nichts, als was er von mir erhält" [133]). Er wurde Mitglied der im Winter 1791 zusammentretenden Tischgesellschaft und stand auch nach Auflösung derselben mit Schiller in freundschaftlichem Verkehr: „Eben ist Niethammer da; wir debattiren über den Begriff des Rechts, und da wird zuweilen ordentlich vernünftig gesprochen" [134]). Bei seiner Bewerbung um eine außerordentliche Professur in der Theologie wurde er von Schiller unterstützt: „Niethammer wird Sie bitten, Ihnen seine Angelegenheit vortragen zu dürfen und Sie werden diese arme Philosophie nicht stecken lassen" [135]). „Wenn sie beim Geheimrat Voigt ein gutes Wort für unsern Niethammer sprechen wollten, so würden Sie etwas Gutes befördern" [136]). Ein Streiflicht auf seine Stellung im Kreise wirft eine Äußerung Lottes aus späteren Jahren in einem Briefe an Fritz von Stein:

„Das Köpfchen (so wurde er im Freundeskreise genannt), das jetzt ein gemachter Mann ist und Hausherr, hat sich mit mir an die vorigen Zeiten erinnert; er selbst hat sich übrigens nicht viel geändert, nur mehr Sicherheit im Urtheil hat er. Seine Frau ist ein gutes Geschöpf, aber, unter uns gesagt, sehr beschränkt und wenig kultivirt, doch versteht sie die Kunst zu schweigen und meint es herzlich gut, daß man Wohlwollen für sie fühlt" [137]). (21. Febr. 1799.)

Die Familien scheinen sich später noch näher getreten zu sein: „Niethammer, der eine gute, anspruchslose Frau hat, mit der ich unter den Frauen hier am liebsten lebe, macht unsere meiste Gesellschaft aus, wir sehen uns jede Woche

---

133) K. II, 206, 18. Okt. 1790.

134) G. 156 (Februar=März 1796).

135) G. 274, 2. Febr. 1797.

136) G. 447, 10. Apr. 1798, vgl. L. III, 198, 13. Okt. 1803.

137) Charlotte v. Schiller u. ihre Freunde, I, 452.

einmal." Auch später gedachte man gern der Familie: „Niethammer ist Consistorialrath in Würzburg. . . . Er hatte immer einen braven Charakter; seine Frau, die ein sehr liebes gutes Geschöpf ist, hat ihn sehr gebildet fürs Leben. Er ist mir seiner Anhänglichkeit an Schiller wegen sehr schätzbar." (Charlotte an Fischenich, 1. März 1805).

Bartholomäus Fischenich, damals 22 Jahre alt, war anfangs 1791 zum Professor der Rechte an der Universität Bonn ernannt worden, ging aber im selben Jahre zu seiner weiteren Ausbildung nach Jena. Schillers Ruf hatte ihn hierher gezogen, und bald besaß er das innigste Vertrauen beider Gatten. Auch nach seinem Scheiden von Jena bestand der Briefwechsel fort, der von der innigsten Freundschaft Zeugnis ablegt. Charlotte nannte ihn ihren „lieben Sohn" und er redete sie „liebe Mutter" an. Fischenich an Schiller, Leipz. d. 30. Mai 1792:

„Mit Sehnsucht erwarte ich jeden Tag, der mich Ihnen näher bringt; und nur die gewisse Aussicht, daß ich noch länger, als ich vermuthete, bei Ihnen in Jena verweilen kann, läßt mich den Zeitpunkt, da ich Sie wieder umarmen und Ihnen manche Stunde rauben werde, geduldiger entgegen sehen" [138]). „Ja, liebe Mutter, wir sehen uns bald wieder, und noch recht lange wird mir das Vergnügen, in Ihrer Gesellschaft zu leben, zu Theil werden" [139]).

Fischenich hatte Schiller auf seiner Reise zu Körner begleitet und war dort mit dessen Schwägerin bekannt geworden, die später in Briefen an Charlotte Schiller seiner gedenkt: „Fischenichs Abreise wird eine gewaltige Lücke in Eure häuslichen Freuden machen." Dora Stock, 27. Aug. 1792. „Die Trennung von ihm wird Euch viel kosten." Dora St. am 21. Sept. 1792 [140]). In der ersten Hälfte

138) Dr. Hennes. Fischenich und Charlotte v. Schiller, S. 13 ff.

139) Siehe ebendaselbst.

140) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde III, S. 5 ff.

des Oktober war Fischenich schon auf der Rückreise nach Bonn. In den Briefen Charlottens zeigt sich, welches Vertrauen Fischenich genoß:

Anfang 1793. „Mancher stille Abend verging mir traurig, weil ich fühlte, wie sehr Sie uns fehlen, und mich über Ihr Schweigen betrübte.“

11. Febr. 1793. „Ein Schwabe ist jetzt hier, der recht viel Verstand hat; es ist ein Magister Gros . . . ich höre ihn sehr gern mit Schiller sprechen, er hat so eine Klarheit. Aber Schiller spricht nicht mehr mit so viel Interesse, wie vorigen Sommer mit Ihnen, mein lieber Sohn. Könnten wir nur zusammen leben. . . . Wir sind jetzt recht arm an angenehmem Umgang.“

Ludwigsburg, 7. Nov. 1793. „Sie und Frau v. Stein sind die einzigen Menschen, die ich vermisse, und von denen es mir schwer fällt, mich getrennt zu wissen“ [141]).

26. Juli 1799. „Jetzt finde ich gar keine Stimme mehr für neue Freunde in meinem Herzen; ich erhalte mir lieber das Andenken an die, die ich besitze und möchte keine neuen erwerben, daher ist mir die Vergangenheit immer noch so nahe.

Ich finde auch nicht leicht oder gar nicht zwei solche Menschen wieder wie Sie, lieber Freund, und Stein, denen ich mein Zutrauen so geben könnte, und auf deren Freundschaft ich wieder so rechnete“ [142]).

Fritz von Stein war mit Charlotte schon von ihrer Rudolstädter Zeit her bekannt. Sie stand zu dem sechs Jahre jüngeren Sohne ihrer Freundin in einem geschwisterlichen Verhältnisse, nannte ihn damals ihr Brüderchen, später als Frau auch scherzweise enfant. Auch Schiller kannte den

---

141) Dr. Hennes, Andenken an Fischenich. 39. Fischenich u. Charl. v. Schiller 33.

142) Hennes, Andenken 59. Ch. v. Sch. u. Fischenich 49.

Zögling Goethes schon von Rudolstadt her. Seit Ostern 1791 studierte Stein in Jena, schon vorher war er aufgefordert worden, an Schillers Tische zu essen: „Ihr und Ihres Herrn Gemahls gütiges und freundschaftliches Anerbieten, mich in Ihrer Gesellschaft essen zu lassen, ist mir zu angenehm gewesen, um mich nicht recht oft damit zu beschäftigen und mich darauf zu freuen.“ (26. Febr. 1791.) Wahrscheinlich in Folge der Krankheit Schillers schrieb Stein am 14. Sept.: „Da ich leider für den nächsten Winter Ihres Umgangs entbehren muß, so habe ich mich außerhalb des Hauses nach Gesellschaft umgethan. Fischenich von Bonn, Magister Göritz, Herr v. Fichard und ich, wir werden den Winter durch zusammen essen, und zwar bei Fichard.“ Charlotte antwortete: „Wenn Sie Ihre Gesellschaft nicht so gewiß arrangirt haben, so können Sie ja bei uns essen“ [143]).

Diese Übersiedelung fand nicht nur statt, sondern gleichzeitig zog — wie schon länger geplant — Stein zu Schillers ins Haus. Lotte an Fritz Stein: „Vor Allem wollte ich Ihnen sagen, daß ich es gleich so ausgedacht hatte, daß Sie sollten in die letzte Stube, wo Schiller war, einquartirt werden. Sie haben mich nur nicht recht verstanden, merke ich. Es ist mir gar lieb, daß wir Ihnen das Zimmer abgeben können; da sind Sie gut und bleiben uns nahe“ [144]).

Wie heiter manches Stündchen verbracht wurde, ersieht man aus folgendem Briefe:

„Ich möchte wohl, Sie wären hier, denn jetzt, da es keine Schule giebt, gäbe es rechte Zeit Spaß zu machen. Wir machen auch welchen, soviel es angeht, und heute haben wir Seifenblasen gemacht wie die wahren enfants“ (6. Apr. 1792) [145]).

---

143) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. I, 433 ff.

144) Charlotte v. Sch. u. i. Fr. a. a. O. 15. Sept. 1791. vgl. den Abschnitt: „Schillerhäuser“.

145) Charlotte v. Schiller u. ihre Freunde, I, S. 437.

Vor dem Frühjahr mußte Stein Jena wieder verlassen. Er blieb in gutem Andenken bei der Familie: „Sie und Stein, die mir unsere Zirkel in Jena lieb machten, machen mir auch die Welt jetzt lieb: denn ich erlebe meine Freude an beiden. Stein ist ein braver Mann geworden, der das Vertrauen und die Achtung Aller erwirbt, die unter ihm stehen“ [146]). (Charlotte an Fischenich, 1. März 1805.)

Nach dem Weggange Fischenichs trat der schwäbische Magister Karl Heinrich Gros in den Zirkel ein: „Mein Zirkel ist durch einen neuen Landsmann von mir vermehrt worden, der alle andern weit übertrifft. Er war mehrere Jahre Hofmeister des Prinzen von Würtemberg, ist aber kürzlich mit dem Vater zerfallen, und ungeachtet aller Aussichten, die er dadurch einbüßt, hat er sich durch keine Anträge bewegen lassen zu bleiben. Er ist hier, um Jurisprudenz zu studiren, nachdem er in der Theologie völlig absolvirt hat“ [147]).

11. Febr. 1793: „Es ist ein sehr heller Kopf, der besonders in der Kantischen Philosophie vortrefflich zu Hause ist, voll Geist und einer scharfen Beurtheilungskraft. Von den hiesigen Schwaben, Paulus selbst mit eingeschlossen, kommt ihm an Capacität keiner gleich. Von Reinhold hält er nicht viel, besucht auch seine Collegia nicht“ [148]).

Nach dem Schiller-Goetheschen Briefwechsel beteiligte sich Gros an den Horen [149]), und Schiller nahm später Gelegenheit, ihn Goethe zu empfehlen: „So viel kann ich mit Gewißheit versichern, daß unsere Akademie an diesem Manne keine unwichtige Acquisition machen würde. Ich kenne wenige aus der neuen Generation, die einen so ge-

---

146) Dr. Hennes, Fischenich u. Charlotte v. Schiller, 68.
147) K. II, 356, 21. Dez. 1792.
148) Dr. Hennes, Fischenich u. Charl. v. Schiller, 22; vgl. K. III, 230, 29. Dez. 1794.
149) G. 82, 20. Juli 1795.

sunden Kopf, so viel gründlichen Verstand und eine so solide Beurtheilungskraft haben"[150]).

Heitere Geselligkeit, die Schiller nach den überstandenen schweren Tagen unentbehrlich war, herrschte in dem um ihn versammelten Kreis, auch mußte leichtes Spiel manchmal die Zeit ausfüllen: „Schiller hat heute seine erste Vorlesung gehalten; nun spielt er, um sich zu zerstreuen; auch die Paulus ist da und sieht zu spielen, indeß ich schreibe." Lotte an Fischenich, 5. Nov. 1792[151]).

Vor allem aber benutzte Schiller die Zusammenkünfte, um sich über Kantische Philosophie zu unterhalten, mit der er sich jetzt sehr eingehend beschäftigte: „Jetzt stecke ich bis an die Ohren in Kants Urtheilskraft. Ich werde nicht ruhen, bis ich diese Materie durchdrungen habe, und sie unter meinen Händen etwas geworden ist"[152]).

Um so auffälliger ist es, daß Reinhold, der durch seine „Briefe über Kantische Philosophie" und seine Vorlesungen über dieselbe einen Namen hatte, von Schiller vernachlässigt wurde. — Schon bei seinem ersten Besuche in Jena fühlte Schiller die Grundverschiedenheit ihrer beiderseitigen Naturen, und trotz allerlei Gutem, das er vom Reinholdschen Hause zu sagen wußte, kam es zu keiner Freundschaft: „Reinhold kann nie mein Freund werden, ich nie der seinige, ob er es gleich zu ahnen glaubt"[153]). Bei diesem ersten Entschlusse ist es auch geblieben. Die beiderseitigen Familien verkehrten wohl mit einander, aber ein innigeres Verhältnis kam nicht zu stande: „Zwischen Reinhold und mir ist doch eine kleine Annäherung vorbereitet. Ihr wißt, daß ich ihn nicht gern von mir entfernte, und daß ich deßwegen bange war. Der Zufall fügte es, daß Wieland vor einigen Tagen hier war, und sich durch Reinhold zu mir bringen ließ;

150) G. 118, 4. Nov. 1795.

151) Dr. Hennes, Andenken an B. Fischenich, S. 15 ff.

152) K. II, 342, 15. Okt. 1792.

153) K. I, 161 ff., 29. Aug. 1787. Vergl. a. oben S. 5.

dieser mußte es ehrenhalber thun, und so sahen wir uns, ziemlich ohne Zwang, das erstemal wieder, weil wir unser Verhältniß einen dritten nicht merken lassen wollten. Die Rede gab sich von meiner im Merkur gedruckten Vorlesung, die Reinhold zu lesen wünschte. Ich schickte sie ihm und erhielt dafür sein neues philosophisches Werk zum Präsent. So stehen wir nun, und ich bin froh, daß die Menschen so versöhnlich sind" [154]).

Reinhold empfand dieses Verhältnis sehr schmerzlich, wie sich das in seinen Briefen an den Dänen Baggesen äußerte. Im Jahr 1791: „Schiller ist für mich so gut als abwesend. Er läßt mich so viel von seinen Gedanken und Empfindungen wissen als jeden seiner Leser."

Frühjahr 1792: „Ich weiß, daß mich Schiller zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann, zwar nicht verachtet, aber auch nicht schätzt. Seine Einsilbigkeit und Kälte hat mir zu wehe gethan, als daß ich mich derselben länger freiwillig hätte aussetzen können, und ich komme nun seit einigen Monaten nicht mehr zu ihm."

Anfang 1793: „Ostern ist's ein Jahr, seit ich in diesem Hause wohne, und Schiller war die ganze Zeit über nur ein einziges Mal und zwar bei Gelegenheit des Kränzchens bei mir, von welchem wir beide Mitglieder sind und welches wöchentlich immer bei einem Andern gehalten wird. Es ist mir nicht gelungen, zum Genuß seiner Freundschaft zu gelangen; den Besitz hat er mir wohl öfters zugesichert. Er lebt überhaupt sehr isolirt. Mir geht immer ein Stich ins Herz, wenn Du mir an ihn, oder Deine Sophie an seine Frau Aufträge gebt, wobei Ihr voraussetzt, daß uns diese Menschen so gut sind, wie Ihr es seid, und wie wir selbst es herzlich wünschten" [155]).

---

154) L. II, 78, 30. Okt. 1789.

155) Dr. Hennes: Andenken an B. Fischenich, S. 6 ff.

Wie man sieht, ist trotz des kühlen Verhaltens Schillers die Liebe Reinholds sich gleich geblieben, und es scheint, als ob er auf freundliches Entgegenkommen hätte rechnen dürfen. Im Frühling 1791 teilte er die traurigen Verhältnisse der Schillerschen Familie Baggesen mit und gab damit der bekannten großmütigen That des Herzogs von Augustenburg den ersten Anstoß. Vergessen hat das die Familie Schillers wohl nicht. Noch im Jahre 1809 schreibt Lotte an Fischenich: „Reinhold ist hier und ist noch ebenso gutmüthig wie sonst" [156]).

Uber die eben berührten, sowie über andere häusliche und gesellschaftliche Verhältnisse des Schillerschen Hauses hat der spätere Dekan Göritz eine Anzahl Bemerkungen [157]) hinterlassen. Er trat in dem Zeitraum von 1791—97, allerdings mit Unterbrechungen, der Schillerschen Familie näher und war Mitglied der bekannten Tafelrunde, als welches er Gelegenheit hatte, in das Heiligtum der Familie zu blicken. Seine Berichte zeigen ihn als scharfen Beobachter, zugleich aber als einen dürftigen, am Kleinlichen haftenden Charakter, mit der Seele eines Kammerdieners, für die es bekanntlich keine großen Menschen giebt. Übrigens scheint man sich über diese Eigenschaften im Schillerschen Kreise völlig klar gewesen zu sein. —

Im Januar 1792 hatte Schiller wieder einen heftigen Krankheitsanfall zu überstehen, aber schon im Februar versprach er seinem Freunde Körner, im Frühjahr nach Dresden zu kommen. Im April wurde der Plan ausgeführt. Ende Mai kehrte er wieder nach Jena zurück. Im September sollte ihm eine große Freude widerfahren, seine Mutter, die er seit 10 Jahren nicht gesehen hatte, konnte er in Jena in die Arme schließen; die jüngste Schwester Nanette war

156) Dr. Hennes: Fischenich u. Charl. v. Schiller, S. 103.
157) Vergl. Morgenblatt 1837, Nr. 83—88, 1838, Nr. 221—227.

bei ihr: „Es freut mich sehr, daß es sich so gefügt hat, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann“[158]). Kurz nach seiner Verheiratung hatte er einmal geschrieben: „Heute habe ich einen Brief von Hause erhalten, worin die angenehme Nachricht steht, daß meine Mutter sich anfängt zu erholen. Herzlich hat sie mich erfreut. Ich hoffe noch immer, sie wiederzusehen, und ihr einige frohe Tage noch zu schenken. Auch Lolo und Dich muß sie noch sehen, und mein Vater muß Euch seine Artigkeit ins Angesicht sagen.“ (Schiller an Caroline, 10. Mai 1790)[159]). So war endlich ein Teil von den Wünschen in Erfüllung gegangen, wonach er sich so lange gesehnt.

Die fünfzehnjährige Schwester Nanette gewann sich bald aller Herzen und ihre Naivität bereitete viel Vergnügen. Der Bruder freute sich recht ihrer: „Diese (die Schwester) ist gut, und es scheint, daß etwas aus ihr werden könnte. Sie ist noch sehr Kind der Natur, und das ist noch das beste, da sie doch keine vernünftige Bildung hätte erhalten können“[160]).

Im Oktober traten Schillers Lieben die Heimreise an und nahmen das Versprechen mit, daß Sohn und Tochter bald den Besuch erwidern wollten.

Der Winter des Jahres 1792 auf 93 war Schillers Gesundheit günstiger, als man es erwartet hatte: „Mit mir geht es jetzt beim Eintritt der gefährlichen Zeit noch ganz erträglich, und eine Beschäftigung, die mich äußerst interessirt, erhebt mich über alle körperliche Bedrückungen“[161]).

Das gesellige, häusliche Leben bewegte sich in denselben Bahnen wie im verflossenen Jahre. Der angenehme Kreis von Hausfreunden versammelte sich wie früher um Schiller,

158) K. II, 331, 21. Sept. 1792.
159) L. III, 10.
160) K. II, 331, 21. Sept. 1792.
161) K. III, 1, 11. Jan. 1793.

nur scheinen die leichten, zerstreuenden Beschäftigungen und Spiele, welche früher die geschwächte Gesundheit Schillers so nötig machte, mehr und mehr ernsten, wissenschaftlichen Unterhaltungen gewichen zu sein.

Der künftige Sommer sollte eine Veränderung in diese Verhältnisse bringen: „An unserm Zirkel hat sich nicht viel verändert, außer daß Gros ihn vermehrt hat. Im Frühjahr ziehen wir in einen Garten, wo dann auch die übrige Tischgesellschaft ganz aufgehoben wird. Ich werde dafür an meiner zweiten Schwester, die ich kommen lasse, eine Vermehrung der Gesellschaft erhalten". (Schiller an Fischenich, 11. Februar 1793)[162]).

Freund Körner erfuhr damals[163]):

„Da meine Frau auch oft nicht wohl ist, so ist es mir ein Trost, jemand, der mir attachirt und doch gesund ist, um mich zu wissen. Ob ich auf den Sommer oder Herbst nach meinem Vaterlande reise, wird auf meine Gesundheit ankommen, die schon seit drei Wochen den Einfluß des Frühjahrs nicht auf's Beste empfindet"[164]).

In der schönen Jahreszeit wollte Körner seinen Freund in Jena besuchen: „Unsere Zusammenkunft im Sommer wird uns sehr wohl thun, und sie macht mir schon jetzt in der Erwartung frohe Augenblicke"[165]).

Der Besuch Körners kam aber nicht zu stande. Dagegen wurde Schiller die Freude zu Teil, sein Vaterland und die Seinigen nach mehr als zehnjähriger Abwesenheit wieder zu sehen; außerdem erhielt er dort ein großes Geschenk, nach dem er sich lange herzlich gesehnt hatte:

„Meine schwäbische Reise kann und darf ich nicht aufgeben, denn die ganze Hoffnung meines Vaters beruht dar-

---

162) Dr. Hennes: Fischenich und Charlotte v. Schiller, S. 23.

163) Vergl. den Abschnitt: Die Schillerhäuser.

164) K. III, 77, 28. Febr. 1793.

165) K. III, 97 f., 7. April 1793.

auf; und ich bin ihm diese Liebe schuldig. Er ist im Oktober siebenzig Jahr alt, und also läßt sich mit ihm nichts aufschieben"[163]).

„Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden, und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt gewesen, und Thüringen ist das Land nicht, worin man Schwaben vergessen kann".

Im Verlaufe des Sommers hatte er oft wegen der schwankenden Gesundheit seiner Frau Sorge getragen, jetzt lösten sich die Sorgen in die schönste Hoffnung auf: „Die schönen Aussichten, die ich vor mir habe, erhellen mir das Herz. Ich werde zugleich die Freuden des Sohnes und des Vaters genießen"[164]).

„Meine kleine Maus wird mir in sechs bis acht Wochen ein großes, großes Geschenk machen. Sie hat sich seit Anfang dieses Jahres sehr oft übel befunden, daß mir für ihre Gesundheit ernstlich bange wurde, und Sie können denken theurer Freund, daß der Anblick ihres Leidens und die Furcht, sie vielleicht ganz und gar zu verlieren, meinen eigenen Zustand mir schwer genug machen mußte .... Aber wie angenehm hat sich dieses unglückliche Räthsel ihrer Zufälle gelöst. Sie ist schon im achten Monate schwanger; und ich sehe mich nicht bloß von einer schweren Besorgniß befreit, sondern blicke noch einer der schönsten Lebensfreuden, nach der ich so lange mich gesehnt habe, entgegen ....

Wir verlassen Jena in zehn Tagen, um den Herbst und Winter in Heilbronn zuzubringen .... Unsere Tischgesellschaft zerstreut sich nun in alle Lande" ... (Schiller an Fischenich: 25. Juli 1793)[165]).

---

163) K. III, 123, 1. Juli 1793.
164) K. III, 130, 17. Juli 1793.
165) Dr. Hennes: Fischenich u. Charlotte, S. 29.

Die schweren Krankheitsfälle in den Jahren 1791 und 1792 konnten wohl zeitweilig Schillers Feder ein Halt abzwingen, vermochten aber nicht die Kraft seines Geistes zu vernichten:

„Es ist mir jetzt wieder noch einmal so wohl, denn seit meiner Erfurter Reise bewegt sich wieder der Plan zu einem Trauerspiel in meinem Kopfe, und ich habe einen Gegenstand für abgerissene poetische Momente. Lange habe ich nach einem Sujet gesucht, das begeisternd für mich wäre; endlich hat sich eins gefunden, und zwar ein historisches" [166]). Wenn ich mir ein rechtes Fest machen will, so denke ich dem Plan zu meinem Trauerspiele nach, der mich seit einiger Zeit sehr beschäftigt hat" [167]).

Es ist der Wallenstein gemeint, auf welchen ihn seine Studien zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges geführt hatten. An dem letzteren hatte er auch in der traurigsten Periode seines Lebens arbeiten müssen: „Es ist nicht gut, daß ich diesen Sommer nicht von Arbeit frei bin, aber da es von mir abhängt, den dreißigjährigen Krieg mit dieser zweiten Lieferung zu endigen, oder noch etwas für eine dritte aufzuheben, ... so hoffe ich doch, diese Arbeit mit der Sorge für meine Gesundheit noch leidlich vereinigen zu können" [168]).

„Die Last des dreißigjährigen Krieges" lag oft schwer auf ihm, und weil ihn auch die Krämpfe redlich fortplagten, so wußte er „oft kaum wo aus noch ein" [169]). Endlich jauchzte er: „Wünsche mir Glück! Eben schicke ich den letzten Bogen Manuscript fort. Jetzt bin ich frei, und ich will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auferlegt, oder die einen anderen Ursprung hat, als Liebhaberei und Neigung!" [170])

166) K. II, 225, 12. Jan. 1791.
167) K. II, 234, 22. Febr. 1791.
168) K. II, 239, 10. April 1791.
169) K. II, 322 f., 30. Juli 1792.
170) K. II, 330, 21. Sept. 1792.

Liebhaberei und Neigung hatten ihn aber auch schon bis jetzt neben dem „Brotstudium" beschäftigt: „Dieser Tage habe ich mich beschäftigt, ein Stück aus dem 2. Buche der Aeneide in Stanzen zu bringen. ... Der Wunsch mich in Stanzen zu versuchen, und ein Kitzel, Poesie zu treiben, hat mich dazu verführt" [171]).

„Jetzt bin ich beschäftigt, den Agamemnon des Aeschylus zu übersetzen; theils um den ersten Band meines griechischen Theaters fertig zu bringen, theils der Thalia wegen, für die ich einige Acte bestimme" [172]).

Die Beschäftigung mit dem Virgil brachte ihn wieder auf den Plan, ein episches Gedicht zu machen: „Friedrich II. ist kein Stoff für mich ..... Ich will aber darum noch nicht sagen, daß ich für Gustav Adolph entschieden bin" [173]).

Das Studium Kants, welches Schiller im Frühjahr 1791 begonnen und seit dem Ende dieses Jahres mit großem Eifer betrieben, beeinflußte eine Reihe seiner folgenden Arbeiten: „Jetzt arbeite ich einen ästhetischen Aufsatz aus, das tragische Vergnügen betreffend. In der Thalia wirst Du ihn finden und viel Kantischen Einfluß darin gewahr werden" [174]). „An die ästhetischen Briefe habe ich, wie Du leicht begreifen wirst, jetzt noch nicht kommen können, aber ich lese in dieser Absicht Kants Urtheilskraft wieder" [175]).

„Ich wollte Poesie treiben, aber die nahe Ankunft der Collegienzeit zwingt mich, Aesthetik vorzunehmen. Jetzt stecke ich bis an die Ohren in Kants Urtheilskraft" [176]).

„Ich habe jetzt mein privatissimum in der Aesthetik angefangen, und bin nun in einer gewaltigen Thätigkeit.... Auch sehe ich an den ersten Vorlesungen, wieviel Einfluß

---

171) K. II, 242, 10. April 1791; K. II, 267, 24. Okt. 1791.

172) K. II, 268, 24. Okt. 1791.

173) K. II, 277 ff., 28. Nov. 1791.

174) K. II, 280, 4. Dez. 1791.

175) K. II, 309, 25. Mai 1792.

dieses Collegium auf Berichtigung meines Geschmacks haben wird"[177]).

„Meine Vorlesungen über Aesthetik haben mich ziemlich tief in diese verwickelte Materie (die Kantische Philos.) hineingeführt und mich genöthigt, mit Kants Theorie so genau bekannt zu werden, als man es sein muß, um nicht mehr bloß Nachbeter zu sein. . . Ich habe Kant studirt und die wichtigsten andern Aesthetiker noch dazu gelesen. . . Anfangs wollte ich meine neuen Ideen über das Schöne in einem philosophischen Gespräch herausgeben. Da aber indessen meine Pläne sich erweitert haben, so will ich mir mehr Zeit nehmen, und meine Idee völlig aufkeimen lassen"[178]). (An Fischenich, 11. Febr. 1793.)

An Körner sendete Schiller am 20. Juni 1793 den Aufsatz „Über Anmuth und Würde": „Diese Arbeit hat mir viel Freude gemacht, und, ich denke, keine ganz ungegründete. Betrachte sie als eine Art von Vorläufer meiner Theorie des Schönen" . . . .

„An meine Zergliederung des Schönen werde ich mich bald machen. Ich werde sie in Briefen an den Prinzen von Augustenburg abhandeln, mit dem ich jetzt schon über diese Materie correspondire"[179]).

Die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, deren Ausarbeitung in Schwaben begonnen und in Jena dann fortgesetzt wurde, waren die Frucht dieser Überlegungen[180]).

3.

Drei Vierteljahre hatte Schiller in Schwaben geweilt, als es im Frühling 1794 ihn wieder mächtig in den Berufs-

176) K. II, 342, 15. Okt. 1792.

177) K. II, 345 f., 6. Nov. 1792.

178) Dr. Hennes: Fischenich u. Charlotte v. Schiller, S. 22.

179) K. III, 111, 20. Juni 1793.

180) K. III, 196 f., 12. Sept. 1794.

kreis zurückzog: „Herzlich sehne ich mich nach einer ruhigen und gleichförmigen Lebensart; und dieser Wunsch ist so mächtig, daß ich mein Vaterland mit erleichtertem Herzen verlassen werde[181]).

Am 16. Mai 1794 traf er wieder in Jena ein; doch schien es fast, als solle seines Bleibens dort nicht sein; von der heimischen Landesuniversität Tübingen erging an ihn ein Ruf, der trotz einmaliger Ablehnung wenige Monate später (Februar 1795) erneut wurde. Manches sprach dafür, vor allem, neben der lebhaften Anhänglichkeit Schillers an Schwaben, die Sorge für die Zukunft von Frau und Kind. Allein, dank an erster Stelle der hochherzigen Zusicherung Carl Augusts, der diese Sorge dem Dichter von den Schultern nahm, entschied sich Schiller fürs Bleiben. Und er, der im Unmut so manches harte, bittere Wort über den akademischen Frohndienst und die geistige Öde in Jena gesprochen und geschrieben, schrieb damals an Voigt, der wie schon so manchesmal der wohlgesinnte Fürsprecher beim Herzog gewesen, die für Jena und Schillers Verhältnis zu ihm so bedeutungsvollen Worte: „Jetzt endlich kann ich mich mit völliger Gewißheit als einen Bürger der hiesigen Universität betrachten, und alle Gedanken, Jena zu verlassen, sind nun auf immer verbannt. Kein Ort in Deutschland würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist, denn ich bin überzeugt, daß man nirgends eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Umfange so viel vorzügliche Menschen findet"[182]).

Man spürt an diesen Worten, daß mit der Rückkehr aus Schwaben für Schiller eine neue, glückliche Schaffensperiode begonnen hatte; kein Wunder, erhielt sie doch ihren charakteristischen Stempel durch den Freundesverkehr mit Wilhelm von Humboldt und Goethe.

181) K. III, 170, 23. April 1794.

182) An Voigt, 6. April 1795. Zuerst gedruckt in Kuno Fischer. Friedrich Schiller, Akademische Festrede 1860, 47 f.

Schon im Winter 1789 war Schiller durch das Lengefeldsche Schwesterpaar mit Humboldt bekannt geworden. Caroline hatte bei der Verlobung Humboldts mit Fräulein v. Dachröden aus Erfurt die Vermittlerrolle gespielt und träumte damals von einem schönen Zusammenleben der Familien Humboldt und Schiller, von einem Ineinanderaufgehen der für einander gestimmten Seelen[183]). Schiller urteilte anfangs viel weniger enthusiastisch: „Wilhelm (v. Humboldt) ist mir zu flüchtig, zu sehr aus sich herausgerissen, zu weit verbreitet. Ich traue ihm viel Fläche und wenig Tiefe zu. Sein Geist ist durch Kenntnisse reich und geschäftig, sein Herz ist edel, aber ich vermisse in ihm die Ruhe und — wie soll ich sagen? — die Stille der Seele, die ihren Gegenstand mit Liebe pflegt, und mit Anhänglichkeit an ihrem Lieblingsgeschöpf verweilt"[184]).

Aber als er jetzt, aus Schwaben heimkehrend, Wilhelm v. Humboldt mit den Seinigen in Jena vorfand, entwickelte sich zwischen beiden Familien nicht nur ein freundschaftlich-geselliger Verkehr, sondern in dem Umgang mit Humboldt fand Schiller (oder glaubte doch zu finden) eine Anregung, wie sie ihm bisher in Jena noch niemand geboten: „Humboldt ist mir eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft; denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalität in seinem Wesen, die man äußerst selten sieht"[185]). Die Nähe der Wohnungen begünstigte den Verkehr: „Wir wohnen nur wenige Schritte auseinander und ich sehe ihn täglich und sonst niemand". (Humboldt an Dohm, Sept. 94.) „Humboldt wohnt mir grade gegenüber und so bringen wir

---

183) L. III, 7 f., 25. März 1790.
184) L. II, 226, 5. Jan. 1790.
185) K. III, 171, 18. Mai 1794, vgl. IV, 45 f., 6. August 1797.

manche trauliche Stunde miteinander zu". (Schiller an F. H. Jacobi, Jan. 95)[186]).

So wurden denn auch die zeitweiligen — durch Humboldts längere Abwesenheit von Jena — hervorgerufenen Trennungen von Schiller als Entbehrungen schmerzlich empfunden[187]), und die Wiederkehr allemal mit Freuden begrüßt! Aus der Erinnerung an diese Zeit täglichen Gedankenaustausches, schrieb Schiller noch 1803 an Humboldt die herzlichen Worte, die am besten das ganze Verhältnis charakterisieren: „Es ist eigen, wie wir seit dem Jahre 1794 und 1795, wo wir in Jena zusammen philosophirten und durch eine Geistesreibung elektrisirten, auseinander verschlagen worden sind. Jene Zeiten werden mir ewig unvergeßlich sein, und ob ich mich gleich in dieser Zeit in die erfreulichere poetische Thätigkeit versetzt habe, und mich im Ganzen auch körperlich gesünder fühle, so kann ich Ihnen doch versichern, theurer Freund, daß Sie mir fehlen und daß ich mich aus Mangel einer solchen Geistesberührung um so viel älter geworden fühle". (Sch. an W. v. Humboldt, 11. Febr. 1803.)

Neben dem schönen Verhältnisse zwischen Humboldt und Schiller, das nicht nur dazu bestimmt schien, die philosophischen und ästhetischen Ansichten beider Männer hochzuheben und zu klären, sondern auch in gemütlicher Beziehung beiden wohlzuthun, empfand Schiller noch eine Geistesberührung, die gerade in der Periode, wo er sich vom Philosophen wieder zum Dichter durchzuringen strebte[188]), von großer Bedeutung war. Es war die Berührung mit Fichte: „Ich habe jetzt auf eine Zeitlang alle Arbeiten liegen lassen, um den Kant zu studiren. Einmal muß ich darüber ins Reine kommen, wenn ich nicht immer mit unsichern Schritten

186) Vergl. den Abschnitt „Die Schillerhäuser".

187) G. 105, 2. Okt. 1795; 231, 23. Okt. 1796; 274, 2. Febr. 1797; 302, 25. April 1797.

188) Vergl. G. 40, 7. Jan. 1795; G. 94, 29. Aug. 1795; G. 129, 17. Dez. 1795.

meinen Weg in der Speculation fortsetzen soll. Humboldts Umgang erleichtert mir diese Arbeit sehr; und die neue Ansicht, welche Fichte dem Kantschen Systeme giebt, trägt gleichfalls nicht wenig dazu bei, mich tiefer in diese Materie zu führen"[189].

Schiller war schon früher auf Fichte aufmerksam geworden: „Ich bin neugierig, welchen Nachfolger man Reinhold in Jena geben wird. Ich finde ihn schon nicht mehr, wenn ich zurückkomme. Fichte würde gewiß eine sehr gute Acquisition sein, und ihn, wenigstens dem Gehalt des Geistes nach, mehr als ersetzen"[190].

Die gute Meinung, die er über ihn besaß, verstärkte sich bei seinem Zusammentreffen mit ihm in Jena (Juni 1794): „Fichte ist eine äußerst interessante Bekanntschaft, aber mehr durch seinen Gehalt, als durch seine Form. Von ihm hat die Philosophie noch große Dinge zu erwarten"[191].

Die verschiedenen Naturen beider ließen es zwar zu dem Verhältnis wechselseitigen Wohlwollens, aber nicht zu einem vertraulichen Umgange kommen. Auch die Verschiedenheit ihrer philosophischen Ansichten trug dazu bei[192]. Im Sommer 1795 schien es sogar zu einem vollständigen Bruche kommen zu sollen, veranlaßt durch Schillers schroffe Weigerung, den Aufsatz Fichtes „Über Geist und Buchstaben in der Philosophie" in die Horen aufzunehmen[193]. Daß der Bruch nicht erfolgte, war allein Fichtes Verdienst: „Von Fichte habe ich einen Brief erhalten", meldete Sch. Goethe, „worin er mir zwar das Unrecht, das ich ihm gethan, sehr lebhaft demonstrirt, dabei aber sehr bemüht ist, nicht mit mir zu brechen". („Mir war sehr lieb zu hören", schreibt Goethe zurück, „daß das Oßmannstädter Ich sich zu-

189) K. III, 182, 4. Juli 1794.
190) K. III, 143, Ludwigsburg, 4. Okt. 1793.
191) K. III, 176, 12. Juni 1794.
192) G. 21, 28. Okt. 1794.
193) Schillers u. Fichtes Briefwechsel, herausg. v. J. H. Fichte, 26 ff.

sammengenommen hat, und daß auf Ihre Erklärung kein Bruch erfolgt ist; vielleicht lernt er nach und nach Widerspruch ertragen")[194].

Der persönliche Verkehr hörte allerdings eine Zeitlang auf, zu einer dauernden Entfremdung ließ es aber Fichte nicht kommen: „Ich bin in diesen Tagen von einem Besuch überrascht worden, dessen ich mich nicht versehen hätte. Fichte war bei mir und bezeigte sich äußerst verbindlich. Da er den Anfang gemacht hat, so kann ich nun freilich nicht den spröden spielen, und ich werde suchen, dieses Verhältniß, das schwerlich weder fruchtbar noch anmuthig werden kann, da unsere Naturen nicht zusammenpassen, wenigstens heiter und gefällig zu erhalten"[195].

Als dann Fichte in den bekannten Konflikt mit der Regierung geraten war, sandte er an Schiller seine „Appellation an das Publikum" mit einem besonderen Handschreiben, und Schiller antwortete in ratender und beruhigender Weise[196].

Auch noch von Berlin aus wendete sich Fichte in vertrauensvoller Weise an Schiller, was beweist, daß beide Männer später freundschaftlich verbunden blieben: „Immer glaube ich .... doch in Absicht der Person mich nicht ganz unrichtig zu addressiren, indem ich keinen andern Mann kenne, dem ich, so wie Ihnen, die Geneigtheit zutraue, sich in meine Lage hinein zu denken, und dem ich sie mit solchem Vertrauen sagen könnte". (Fichte an Schiller, 9. Juni 1803)[196].

In diese Jahre fällt auch die Anknüpfung der persönlichen Beziehungen zu Hölderlin[196a].

Das schönste Zeugnis über Schiller in dieser Zeit des Zusammenlebens mit Humboldt, Fichte und Goethe giebt Humboldt in seinem Briefe vom 26. Januar 1811 an Körner:

194) G. 79, 6. Juli 1795; 81, 19. Juli 1795.
195) G. 495, 28. Aug. 1798; vgl. G. 496, 29. Aug. 1798.
196) Schillers und Fichtes Briefwechsel, S. 56 ff.
196a) G. 334, 27. Juni 1797.

„Auch ohne die herzliche und tiefe Liebe, die ich zu Schiller hegte, kann ich nie ohne große Erschütterung an die Zeit meines Lebens mit ihm denken. Ja, ich gestehe es offenherzig, nicht ohne Scham. Mein ganzes Leben seitdem kommt mir leerer, unbedeutender und weniger befriedigend vor und doch habe ich nicht umhin gekonnt, in dieser langen Zeit Entwicklungen in mir selbst zu erfahren, die mich minder deutlich fühlen lassen, daß ich auch jene Zeit hätte anders aufnehmen und anders bearbeiten können. . . .

Bewunderungswürdig war dann zugleich an ihm (an Schiller) die Ruhe und Milde. Niemand kann weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei einem Gegenstande bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andere Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, manchmal im Gespräch so werden ließ, wie ich nie einen Andern gesehen habe und mir keinen Andern, wenigstens nicht höher denken kann.

Es ist wirklich unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle Andern, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beschäftiget mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen an irgend einer Seite, wie wenig begeistert durch das augenblickliche Gespräch und dadurch fruchtbar an neuem Stoff, wie nur immer mit dem Herumdrehen des Alten beschäftiget. Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich Niemand so billig und gerecht war als er, obgleich vor keinem Richterstuhl Niemand so sehr sein volles Recht empfing, doch eigentlich alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen mußte. Er konnte alle richtig und allseitig beurtheilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen

Kreise hätte verdrängen können und er noch immer im Durchschauen aller gleich groß geblieben wäre, weil sein gewöhnliches Leben vom Moment seines Erwachens bis zum Abend so war, daß er alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub unter sich ließ und zwar nicht so, daß er irgend eine Beschäftigung, ein Vergnügen, wenn es sich darbot, abgewiesen hätte, immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte. Was Andern, auch den Hervorstechendsten, begegnet, daß sie zwischen den bessern Momenten Lücken haben und sie auf heterogene oder mechanische Beschäftigungen verfallen, war ihm immer fremd. Es ging, im buchstäblichen Verstande, kein Moment für seine geistige Thätigkeit verloren."

Ähnliche, anregende Zwiesprache, wie er sie früher mit Humboldt gepflegt, gedachte Schiller später mit Schelling halten zu können, mit dessen Ideen er sich schon zu Anfang des Jahres 1798 vertraut machte[197]). Im Frühjahr desselben Jahres bat er Goethe, sich für ihn zu verwenden: „Fände sich Gelegenheit, Schellings Sache, die bei Voigten zu liegen scheint, noch einmal in Bewegung zu bringen, so wäre es auch sehr gut für uns jenaische Philosophen, und selbst Ihnen würde es nicht unangenehm sein, das hiesige Personale mit einem guten Subject vermehrt zu haben"[198]).

Sein Interesse für ihn steigerte sich: „Hast Du etwa Schelling kennen lernen, der jetzt nach Dresden gereist ist? Seine Schrift über die Weltseele kennst Du wohl schon. Es ist ein trefflicher Kopf, auf den ich mich auch freue, denn er ist Professor hier geworden"[199]). „Schelling ist mit sehr viel Ernst und Lust zurückgekehrt; er besuchte mich gleich in der ersten Stunde seines Hierseins, und zeigt überaus viel

---

197) G. 397, 399, 402.

198) G. 447, 10. April 1798.

199) K. IV, 87, 31. Aug. 1798.

Wärme" [200]). Schon im Spätherbst d. J. begannen die philosophischen Gespräche der beiden Männer. „Ich selbst", so wurde Goethe mitgeteilt, „werde den Abend in stiller philosophischer Gesellschaft mit Schelling zubringen" [201]). Aber schon sehr bald fand er sich in seinen Erwartungen getäuscht: „Schelling sah ich wöchentlich nur einmal, um, zur Schande der Philosophie sei es gesagt, meistens l'Hombre mit ihm zu spielen. Mir zwar ist diese Zerstreuung, da ich jetzt absolut keine andre habe, beinahe unentbehrlich worden, aber es ist freilich schlimm, daß man nichts gescheideres mit einander zu thun hat. Indessen sobald ich nur ein klein wenig den Kopf wieder über Wasser habe, will ich etwas besseres mit ihm anfangen. Er ist noch immer so wenig mittheilend und problematisch wie zuvor" [202]). „Es ist ein so unendlich seltner Fall, daß man sich mit und an einander bildet, daß es mich nicht mehr wundert wenn eine Hoffnung, wie die auf eine nähere Communication mit Schelling, auch fehl schlägt. Indessen können wir doch immer zufrieden sein, daß er uns so nahe ist, indem wir doch immer gewissermaßen das was er hervorbringt, werden sehen; auch macht sich's vielleicht mit der Zeit" [203]).

„Es machte sich mit der Zeit", und die philosophischen Unterhaltungen wurden auch fortgesetzt, wenn Schiller später von Weimar zeitweilig herüberkam: „Ich schreibe Ihnen nur ein paar Zeilen . . .; denn eben da ich mich zum Schreiben niedersetze, kommen meine zwei Philosophen (Schelling und Niethammer) ins Zimmer" [204]). „Auch von der hiesigen Welt habe ich, wie es immer geht, weniger profitirt, als ich geglaubt hatte; einige Gespräche mit Schelling und Niethammern waren alles. Erst vor einigen

200) G. 517, 5. Okt. 1798.
201) G. 540, 24. Nov. 1798.
202) G. 553, 21. Dez. 1798.
203) G. 554, 22. Dez. 1798.
204) G. 803, 24. März 1801.

Tagen habe ich Schelling den Krieg gemacht wegen einer Behauptung in seiner Transscendental-Philosophie..."[205]).

Eine vollständige Enttäuschung bereiteten ihm dagegen die beiden Brüder Schlegel, die er als Mitarbeiter für die Horen und den Musenalmanach, unter Körners Vermittelung und Auspizien heranzuziehen suchte, um schließlich mit ihnen sowohl persönlich wie litterarisch sehr unliebsame Erfahrungen zu machen. Anfangs schien freilich alles gut zu gehen und namentlich mit A. W. Schlegel, der im Juni 1796 nach Jena gekommen, sich ein fruchtbringendes Verhältnis entwickeln zu sollen.

„Friedrich Schlegel", berichtete Körner, „wird nun bald auch nach Jena kommen. Sein Bruder rühmt sehr, wie wohl es ihm dort geht, und wie sehr Du Dich für ihn interessirst. Vielleicht könntest Du beide Schlegel brauchen, um Dir bei den Horen einige Geschäfte zu erleichtern"[206]).

„Schlegel (der jüngere) ist gestern abgereist, und wird bald in Jena sein. ... In dem Journale Deutschland steht eine Recension unter seinem Namen von Deinem Almanach... Sie enthält gute Bemerkungen; aber der Ton ist hier und da zu hart und anmaßend. Jetzt ist ihm bange, daß Du etwas von dieser Recension erfahren, und ihn wegen einiger Stellen mißverstehen möchtest... Du kannst fast keinen wärmeren Verehrer haben als ihn, und wo er aus einem anderen Tone zu sprechen scheint, so ist's bloß Recensentencostüm, oder das Bedürfniß, seinen Richterberuf durch strenge Forderungen zu beglaubigen"[207]).

Auch Friedrich Schlegel schien anfangs das harmonische Verhältnis nur fördern zu sollen: „Schlegels Bruder ist hier; er macht einen recht guten Eindruck und verspricht viel"[208]). Damit war nicht ausgeschlossen, daß Schiller

205) G. 805, 27. März 1801.
206) K. III, 344, 13. Juni 1796.
207) K. III, 350, 22. Juli 1796.
208) G. 206, 8. Aug. 1796.

in den Xenien ihm die Wahrheit sagte, wie wir von Körner erfahren: „Daß Du auch Friedrich Schlegeln gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden. Nur gieb ihn nicht ganz auf. In seinen Fehlern ist doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. An Kopf fehlt es ihm nicht, und da verzeihe ich selbst Unbescheidenheit“ [209]).

Schiller wurde später der Unbescheidenheit doch zu viel: „Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel. So hat er kurz dem Alexander Humboldt erzählt, daß er die „Agnes“ (von Lilien), im Journal Deutschland, recensirt habe und zwar sehr hart. Jetzt aber, da er höre, sie sei nicht von Ihnen, so bedaure er, daß er sie so streng behandelt habe. Der Laffe meinte also, er müsse dafür sorgen, daß Ihr Geschmack sich nicht verschlimmere. Und diese Unverschämtheit kann er mit einer solchen Unwissenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die Agnes wirklich für Ihr Werk hielt“ [210]).

Bald darauf (31. Mai 1797) brach Schiller den vertrautern Verkehr auch mit dem ältern Schlegel in einem förmlichen Aufsageschreiben ab [211]). Und trotzdem zum Musenalmanach auch ferner noch Schlegel beisteuerte, verschärfte sich die Abneigung Schillers in Laufe der Jahre mehr und mehr: „Einen gewissen Ernst und ein tieferes Eindringen in die Sachen kann ich den beiden Schlegeln, und dem jüngern insbesondere nicht absprechen. Aber diese Tugend ist mit so vielen egoistischen und widerwärtigen Ingredienzien vermischt, daß sie sehr viel von ihrem Werth und Nutzen verliert. Auch gestehe ich, daß ich in den ästhetischen Urtheilen dieser beiden eine solche Dürre, Trockenheit und sachlose Wortstrenge finde, daß ich oft zweifelhaft bin,

---

209) K. III, 362, 29. Sept. 1796.
210) G. 312, 16. Mai 1797.
211) Briefe Schillers u. Goethes an A. W. Schlegel, 16 ff.

ob sie wirklich auch zuweilen einen Gegenstand darunter denken“ [212]).

Auf das weitaus reichste, fruchtbarste Freundesverhältnis Schillers aus der Jenaer Zeit, das mit Goethe, einzugehen, ist hier nicht der Ort. Das redende Denkmal jenes Bundes ist der Goethe-Schillersche Briefwechsel. Ein Auszug daraus wäre nur ein dürftiges Surrogat, und würde auch, sollte er einigermaßen das Wesentliche berücksichtigen, den hier zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten. Wie tief und wie freundlich der Wechselverkehr mit Goethe Schillers Leben umgestaltet, in welchen Gleisen sich ihre beiderseitigen Bestrebungen infolgedessen bewegt, und in welcher Form sie sich das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit versichert haben, die Kunde davon ist so sehr das Gemeingut aller, die überhaupt von Goethe und Schiller mehr als die Namen kennen, daß auf die besondere Behandlung der Beziehungen Schillers zu Goethe hier um so eher verzichtet werden konnte, als ein Streiflicht darauf auf mehr als einer Seite dieses Büchleins geworfen ist [213]).

Nach seiner Rückkehr aus Schwaben schrieb Sch. an Körner: „Ich bin seit meiner Zurückkunft zwar an wirklichen Ausarbeitungen ziemlich unfruchtbar, aber an Projecten desto ergiebiger gewesen. Das Bleibende und Solidere unter diesen wird Dir die Beilage zeigen (es war die Einladung zur Mitarbeit an den Horen). Es ist ein Entwurf, mit dem ich mich schon ins dritte Jahr trage, und der endlich einen unternehmenden Buchhändler zur Ausführung gefunden hat“ [214]).

---

212) G. 485, 27. Juli 1798.
213) Vergl. auch den Abschnitt: „Die Schillerhäuser“.
214) K. III, 175, 12. Juni 1794.

Die Horen, der „schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen gewidmet“, haben bekanntlich den Hoffnungen, die Schiller und mit ihm das Publikum auf das Unternehmen gesetzt hatte, später nicht entsprochen; viel Arbeit und Sorge aber brachten sie ihm gleich von Anfang an: „Ich gebe Dir ein kleines Lebenszeichen, weil ich über Redacteursarbeiten kaum zu Athem kommen kann“ [215]).

„Unserer guten Mitarbeiter sind bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, wenig; und von diesen guten ist fast die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen. Ich komme daher in dem ersten Stück in eine gedrängte Lage, weil Goethe und ich fast alles dafür liefern und leider Goethe nicht die exquisitesten Sachen, und ich nicht die allgemein verständlichsten ... Goethe will seine Elegie nicht gleich in den ersten Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul, die andern lassen nichts von sich hören. Ich rufe also: Herr hilf mir, oder ich sinke!“ [216])

Zu diesen Unannehmlichkeiten kam bald eine andere: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe, aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist, auch nur ein Wort zu repliciren“ [217]).

Zu Anfang des Jahres 1798 wurde das Unternehmen aufgegeben: „Cotta hatte schon voriges Jahr nur eben die Kosten wieder, und wollte sie auch noch dies Jahr so vegetiren lassen, aber ich sah wirklich keine entfernte Möglichkeit sie zu continuiren, weil es ganz und gar an Mitarbeitern fehlt, auf die man sich verlassen kann, und ich, ohne eigentlichen

---

215) K. III, 221, 5. Dez. 1794.
216) K. III, 229, 29. Dez. 1794.
217) K. III, 302, 2. Nov. 1795.

reellen Geldgewinn, ewige Sorge und kleinliche Geschäfte bei dieser Redaction hatte, wovon ich mich durch einen entschlossenen Schritt befreien mußte"[218]).

Der größte Gewinn, den ihm die Horen eingebracht hatten, war die innige und dauernde Verbindung mit Goethe.

Fast gleichzeitig mit den Horen rief Schiller den Musenalmanach ins Leben: „Ich habe jetzt wegen des Musenalmanachs, von dem ich Ihnen neulich in W. schon erzählte, mit dem Juden Buchhändler (Michaelis in Neu-Strelitz) ordentlich contrahirt, und er wird künftige Michaelismesse erscheinen ... Mir ist diese Entreprise, dem Geschäfte nach, eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meine ökonomischen Zwecke desto glücklicher, weil ich sie auch bei meiner schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann"[219]).

Er wunderte sich bald darauf selbst über seine Thätigkeit für den Almanach: „Ich lebe jetzt ganz cavalierement; denn ich mache — Gedichte für meinen Musenalmanach. Närrisch genug komme ich mir damit vor"[220]).

Sein irdischer Mensch war nicht ganz damit einverstanden: „Mein Beitrag zum Almanach wird sich schwerlich über 3 Gedichte erstrecken; denn die 8 Wochen, die ich dazu bestimmte, sind bald vorüber, und ich bin noch am 3. Gedicht. Seit vierzehn Tagen haben meine Krämpfe mich so geplagt, daß ich fast gar keine Feder ansetzen konnte"[221]).

„Mit meiner Gesundheit geht es noch nicht viel besser. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetisiren mich versetzte"[222]).

„Indeß ist doch etwas geschehen, was mir für's Künftige Vertrauen giebt. Ich habe mich zwar, da meine Zeit für

218) G. 410, 26. Jan. 1798.
219) G. 19, 20. Okt. 1794.
220) K. III, 273, 4. Juli 1795.
221) K. III, 277, 20. Juli 1795.
222) G. 94, 29. Aug. 1795.

diese Arbeit zu strenge bestimmt war, nicht auf das weite Meer gewagt, sondern bin am Ufer der Philosophie herum gefahren; doch ist dadurch wenigstens der Übergang zu einer freiern Erfindung gemacht.

Aller Wahrscheinlichkeit nach bleibe ich den Rest dieses Jahres, vielleicht noch den ganzen Winter im poetischen Felde"[223]. „Mein Musenalmanach ist, was das Manuscript betrifft, in wenig Tagen ganz fertig." Etwa fünfzehn kleine und große Gedichte waren von Schiller darin. „Auch in dem 9ten Stück der Horen erscheinen zwei größere Gedichte von mir. Du kannst daraus auf meine poetische Fruchtbarkeit in diesen letzten 7 Wochen den Schluß machen"[224].

Schiller sendete seinem Freunde die Gedichte zu[225], und Körner quittierte darüber: „Ich habe nun von Dir erhalten: Natur und Schule — Der Tanz — Das Reich der Schatten — Die Würde der Frauen — Die Ideale — Die Macht des Gesanges u. s. w.[226]". Am 21. Sept. erhielt Körner noch die Elegie und erfuhr, daß Schiller an einem Aufsatz über das Naive arbeite: „Zwischenein werde ich aber noch fortfahren zu dichten, da es doch einmal so frisch von Statten geht"[227].

Bald darauf in heller Schaffensfreude die Frage: „Ob ich mich jetzt, da ich so ziemlich hoffen darf, es werde mir an Zeit nicht fehlen, an eine Tragödie machen soll?"[228].

Das Jahr 1796 brachte ein Produkt zur Welt, an dem Schiller und Goethe gemeinschaftiich gearbeitet hatten: „Das Kind, welches Goethe und ich miteinander erzeugen, wird etwas ungezogen, und ein sehr wilder Bastard sein"[229].

---

223) K. III, 278, 3. Aug. 1795.
224) K. III, 279, 17. Aug. 1795.
225) K. III, 281, 27. Aug. 1795.
226) K. III, 289, 14. Sept. 1795.
227) K. III, 292, 21. Sept. 1795.
228) K. III, 297, 3. Okt. 1795.
229) K. III, 323, 1. Febr. 1796.

Es waren die Xenien, die schon Ende vorigen Jahres geplant wurden [230]) und die größere Hälfte des neuen Jahres 1796 das Hauptinteresse der beiden Dichter beanspruchten.

Daneben aber kam auch die dramatische Arbeit wieder in Fluß: „In meinen Arbeiten, wo ich seit Neujahr zu keiner Entscheidung kommen konnte, bin ich nun endlich ernstlich bestimmt, und zwar für den Wallenstein. Seit etlichen Tagen habe ich meine Papiere vor, weil ich doch schon manches, den Plan betreffend, darüber notirt" [231]).

Ein Besuch Körners im Frühjahre wirkte in dieser sehr gehobenen Stimmung doppelt anregend: „Laß Dir noch herzlich für das frohe Leben danken, das wir zusammen geführt. Wie ein Traum ist mir's vorüber gegangen; aber die Folgen sind glücklich und bleibend für mich." Leider aber erwies sich eine Sorge, die schon ihre Schatten in das Zusammensein mit den Freunden geworfen, bald darauf als nur zu begründet: „Ich bin seit einiger Zeit in meiner Familie sehr unglücklich, und es kostete mir oft Mühe, Euch diesen Eindruck zu verbergen. Meine jüngste Schwester, ein Mädchen voll Hoffnung, von Talent, die auch hübsch war, ist vor 8 Wochen im 21. Jahre ihres Lebens gestorben, meine zweite Schwester liegt auf den Tod, mein Vater ist bettlägerig an der Gicht, und meine Mutter — die schwächste in meiner ganzen Familie — trug in diesen letzten Monaten die ganze Last des häuslichen Unglücks allein" [232]).

So blieb der Wallenstein liegen, die Poesie stellte sich in andrer Form ein: „Nehmen Sie meine Ceres, als die erste poetische Gabe in diesem Jahre" [233]). Aber die poetische Quelle wollte in diesem Jahre nicht mehr reich-

230) G. 132, 23. Dez. 1795.

231) K. III, 330 f., 21. März 1796; vergl. G. 157, 18. März 1796.

232) K. III, 340, 23. Mai 1796.

233) G. 165, 12. Juni 1796, vergl. K. III, 358, 10. Juni 1796.

lich fließen: „Zwar habe ich den Wallenstein vorgenommen, aber ich gehe noch immer darum herum, und warte auf eine mächtige Hand, die mich ganz hinein wirft" [234]). Einige Monate des Jahres waren der Beurteilung und der Vertiefung in den Wilhelm Meister gewidmet: „Ich bin entschlossen, mir die Beurtheilung desselben zu einem ordentlichen Geschäft zu machen, wenn es mir auch die nächsten drei Monate ganz kosten sollte" [235]).

Zu poetischen Produktionen fehlte Schiller die Stimmung. Seine häuslichen Verhältnisse brachten ihm manche Zerstreuungen, erfreuliche, aber auch recht schmerzliche: „Meine Freude ist doppelt, denn der neue Ankömmling ist ein Junge, der ganz frisch und munter in die Welt guckt. Ein großer Stein ist mir nun vom Herzen gewälzt" [236]). Der zweite Sohn war ihm geboren worden (den ersten hatte ihm seine Frau in Schwaben geschenkt). Zur selben Zeit beunruhigte ihn der Zustand seines Vaters, „der an einer hartnäckigen und schmerzhaften Krankheit dem Tode langsam entgegenschmachtet" [237]).

„Meiner Schwester ist nun auch mein Vater ins Grab gefolgt; . . . Du begreifst wohl, daß sich das Herz unter solchen Erfahrungen nicht erheitern kann" [238]).

Der Oktober brachte dazu noch die lästige Arbeit der Spedition des Almanachs, „welche dem Buchdrucker von Cotta übergeben war, aber von ihm, da er auf die Messe reiste, nicht besorgt werden konnte" [239]).

Das Ende des Jahres füllten die Studien zum Wallenstein aus, und im Anfange des nächsten war Schiller so in der Stimmung, daß ihn nicht leicht etwas herausbringen

---

234) G. 231, 23. Okt. 1796.
235) K. III, 346, 3. Juli 1796.
236) K. III, 349, 11. Juli 1796.
237) K. III, 355, 15. Aug. 1796.
238) K. III, 360, 29. Sept. 1796.
239) K. III, 372, 17. Okt. 1796.

konnte[240]). Die künftige Wohnung im Garten, nach der er strebte, als sein Plan auf Goethes Gartenhaus in Weimar scheiterte[241]), sollte diese Stimmung noch erhöhn[242]).

Das Trauerspiel erfuhr aber doch noch eine Unterbrechung. Um die Mitte des April (1797) regte der briefliche Verkehr mit Goethe beide Dichter zu Erörterungen über das Wesen und die Aufgabe des epischen Gedichtes an. Am 2. Mai, dem Tage des Einzugs Schillers in seinen Garten, äußerte Schiller die Idee, eine Ballade zu dichten[243]). Nun entstanden als die ersten Früchte jener idyllischen Gartenexistenz im regsten Gedankenaustausche mit Goethe die Balladen des Sommers 1797: Der Taucher, der Ring des Polykrates, Ritter Toggenburg, die Kraniche des Ibykus, der Gang nach dem Eisenhammer.

In gesellschaftlicher Beziehung vereinsamte Schiller jetzt: Goethe will nach Italien reisen; „da Humboldts nun auch fort sind, und ich mit Schlegels den Umgang aufgehoben, so bin ich diesen Sommer ziemlich allein; außer daß ich mit meinem Schwager und Schwägerin, die jetzt in Weimar etablirt sind, in einer angenehmen Verbindung lebe. Ich hoffe diese Muße für den Almanach gut zu nutzen“[244]).

Sie kam auch dem Wallenstein wieder zu gute: „Ich mache mich jetzt wieder an den Wallenstein, werde aber wohl einige Zeit brauchen, mich wieder damit zu familiarisiren“[245]). Die Arbeit daran geleitete ihn auch hinüber ins folgende und ins übernächste Jahr.

Das Frühjahr (1798) brachte ihm einige Würden, von denen er nur wünschte, daß sie „ihn wärmer hielten“: „Ich habe vor etwa vierzehn Tagen endlich das Bürgerdiplom

240) K. IV, 14, 9. März 1797.
241) G. 272, 31. Jan. 1797.
242) K. IV, 10, 13. Febr. 1797.
243) G. 306, 2. Mai 1797.
244) K. IV, 30 f., 3. Juni 1797.
245) K. IV, 54, 2. Okt. 1797.

von Paris erhalten, das schon vor fünf Jahren von Roland ausgefertigt worden, und bis jetzt in Straßburg gelegen hat. Es ist ganz aus dem Reiche der Todten an mich gelangt, denn das Loi haben Danton und Claviere unterschrieben, und den Brief an mich Roland. Die Besorgung ging durch Custine, auf seinem deutschen Feldzuge; und diese alle sind nicht mehr.

Zu dieser Ehrenbezeugung ist kürzlich noch eine andere gekommen, die mir ebenso wenig hilft. Unsere Höfe haben mir aus eigener Bewegung die Würde eines Professor ordinarius honorarius zugetheilt" [246]).

Der Almanach rief Schiller von den Arbeiten am Wallenstein hinweg: „Es fehlt mir dieses Jahr an aller Lust zum Lyrischen, ja ich habe sogar eine Abneigung dagegen, weil mich das Bedürfniß des Almanachs, wider meine Neigung, aus den besten Arbeiten am Wallenstein wegriß. Ich habe es auch verschworen, daß der Almanach außer dieser nur noch eine einzige Fortsetzung erleben und dann aufhören soll" [247]).

„Ich habe heute den Wallenstein aus der Hand gelegt und werde nun sehen, ob der lyrische Geist mich anwandelt" [248]). Erst am 18. August begann er den Kampf mit dem Drachen: „Ich bin eben an der Ballade, wobei ich mir die Unterhaltung verschaffe, mit einer gewissen plastischen Besonnenheit zu verfahren, welche der Anblick der Kupferstiche in mir erweckt hat" [249]). Die Bürgschaft und das eleusische Fest (Bürgerlied) folgten [250]): „Ich sende einstweilen eine von den Balladen, die andere kann ich vielleicht auch noch beilegen. Es sollte mir lieb sein, wenn ich den christlich-mönchisch-ritterlichen Geist der Handlung richtig ge-

246) G. IV, 71 f., 16. März 1798, vergl. G. 432, 434.
247) K. IV, 81, 15. Aug. 1798.
248) G. 471, 25. Juni 1798.
249) G. 488, 21. Aug. 1798.
250) G. 497, 31. Aug. 1798.

troffen und die disparaten Momente derselben in einem harmonirenden Ganzen vereinigt hätte ... Die andere Geschichte hat mir der Hyginus (Fabelsammlung) zugeführt"[251]. Schiller hatte versprochen, nach Weimar zu kommen: „Weil mein Schnupfen noch heftig ist, so will ich meine Wanderung lieber noch einen Tag oder zwei verschieben. Auch kann ich morgen ... das Gedicht, das ich unter Händen habe, vielleicht schließen .... Ein klein Liedchen lege ich hier bei" (Des Mädchens Klage)[252]. Das erwähnte Bürgerlied wurde am 7. September fertig: „Für den Almanach habe ich mein Geschäft geschlossen; das letzte Gedicht bringe ich mit. Jetzt muß ich eilen, den kleinen Rest der guten Jahreszeit und meines Gartenaufenthalts für den Wallenstein zu benutzen; denn wenn ich meine Liebesscenen nicht schon fertig in die Stadt bringe, so möchte mir der Winter keine Stimmung dazu geben, da ich einmal nicht so glücklich bin, meine Begeisterung im Kaffee zu finden"[253].

Die Liebesscenen kamen vorläufig noch nicht an die Arbeit, aber das Vorspiel kam auf das Theater: „Goethe hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich ihm meinen Prolog zu Eröffnung der theatralischen Wintervorstellungen und eines renovirten Theatergebäudes überließ. In zehn Tagen wird er also in Weimar gespielt werden. Ich hab ihn, damit er unabhängig vom Stücke gespielt werden könne, beträchtlich und gewiß um die Hälfte vermehrt .... Das Stück selbst habe ich nun, nach reiflicher Überlegung und vielen Conferenzen mit Goethe, in zwei Stücke getrennt .... Jetzt sind es mit dem Prolog drei Stücke"[254].

„Wenn ich Dir sage, daß ich in neun Wochen die zwei noch übrigen Wallensteinschen Schauspiele auf die Bühne zu

251) G. 500, 4. Sept. 1798.
252) G. 502, 5. Sept. 1798.
253) G. 504, 7. Sept. 1798.
254) K. IV, 88 f., 30. Sept. 1798.

bringen habe, so wirst Du Nachsicht mit meiner Saumseligkeit im Schreiben haben"[255]).

Schiller verdiente wohl Nachsicht: „Leider fällt diese für mich so dringende Epoche des Fertigwerdens in eine sehr ungünstige Zeit; ich kann jetzt gewöhnlich über die andere Nacht nicht schlafen, und muß viel Kraft anwenden, mich in der nöthigen Klarheit der Stimmung zu erhalten. Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr, als andere in ähnlichen Fällen können, so würde ich jetzt ganz und gar pausiren müssen. Indessen hoffe ich Ihnen doch die Piccolomini zum Christgeschenk noch schicken zu können"[256]). Am heiligen Abend schrieb Schiller: „So ist aber auch schwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde verbracht worden, so gehetzt nämlich und qualvoll über der Angst nicht fertig zu werden"[257]). Die Piccolomini waren eben an Iffland abgegangen, am 31. Dez. erhielt sie Goethe, am 30. Januar 1799 wurden sie in Weimar zum erstenmale aufgeführt. Am 6. März wurden die beiden ersten Akte des Wallenstein geendigt. Am 17. März erhielt Goethe das ganze Werk: „Es kann ihm in einzelnen Theilen noch vielleicht an bestimmter Ausführung fehlen, aber für den theatralisch-tragischen Zweck scheint es mir ausgeführt genug"[258]).

Man erwartet vergebens, daß Schiller nach der Beseitigung der schweren Arbeit jubelt: „Ich habe mich schon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, meines Werks los zu sein; und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer als der bisherigen Sklaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und fest hielt, ist nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich bestimmungslos im luftleeren Raum hing. Zugleich ist mir,

255) K. IV, 92 f., 29. Okt. 1798.
256) G. 547, 11. Dez. 1798.
257) G. 555, 24. Dez. 1798.
258) G. 584, 17. März 1799.

als wenn es absolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig sein, bis ich meine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet sehe"[259]). Nach sechs Wochen hatte er einen solchen gefunden: „Die Zerstreuungen, die ich in Weimar erfahren, klingen heute noch bei mir nach ... Indessen habe ich mich an eine Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth gemacht und den Prozeß der Maria Stuart zu studiren angefangen. Ein paar tragische Hauptmotive haben sich mir gleich dargeboten und mir großen Glauben an diesen Stoff gegeben"[260]).

Am 4. Juni war das Schema zu den ersten Akten der Maria in Ordnung „und in den letzten Acten nur noch ein einziger Punkt unausgemacht". Um die Zeit nicht zu verlieren, schritt Schiller gleich zur Ausführung des ersten Aktes[261]). Jede Unterbrechung in der Arbeit war ihm jetzt unlieb, selbst der Besuch seines Schwagers und seiner Schwester: „Übrigens raubt mir dieser Aufenthalt ... einen großen Theil meiner Zeit und alle gute Stimmung für den Überrest; ich muß diese Woche rein ausstreichen aus dem Leben"[262]).

Die Einsamkeit, welche er für seine Arbeit suchte, scheint er auch gefunden zu haben: „Ich habe mich in den zwei letzten Monaten von allen andern Dingen abgezogen, um so rasch als möglich in das Innerste meines Geschäfts zu kommen; und ich bin auf gutem Wege dazu. Ein Drittheil der neuen Tragödie habe ich schon hinter mir, und das schwerste vom Ganzen ... Meine Gesundheit und der Aufenthalt im Garten kommen mir gut zu statten, auch die Einsamkeit, die ich seit mehreren Monaten genieße"[263]).

259) G. 586, 19. März 1799.
260) G. 591, 26. April 1799.
261) G. 601, 4. Juni 1799.
262) G. 611, 25. Juni 1799.
263) K. IV, 146, 9. Aug. 1799.

In eine lyrische Stimmung für den Almanach konnte Sch. bei seinem Eifer für die Maria nicht kommen: „Meine Gedanken wollen sich noch gar nicht auf etwas Lyrisches wenden ... Sobald ich meinen zweiten Act fertig habe, werde ich ernstlich an diese Sache (an einen Beitrag für den Almanach) denken"[264]. Dagegen glaubte er einen Stoff für eine neue Tragödie, den Warbeck, gefunden zu haben. Als der zweite Akt der Maria fertig war, kam die lyrische Stimmung für den Almanach immer noch nicht: „Das einzige Mittel, mich jetzt von der Maria weg und zu einer lyrischen Arbeit zu bringen ist, daß ich mir eine äußere Zerstreuung mache. Dazu ist die achttägige Reise nach Rudolstadt gut"[265]. Am 3. ging er dahin und kehrte am 15. September wieder: „Der Almanach ist jetzt bald gedruckt, und die Umstände haben mich genöthigt, gegen meine Neigung, eine Pause in meiner dramatischen Arbeit zu machen, und einige Gedichte auszuführen"[266].

In dieser Zeit hatte Schiller wohl den im April 1797 gedichteten „Spruch des Confucius" etwas verbessert, die schon 1796 angefangene „Erwartung" neu bearbeitet und das „Lied von der Glocke" vollendet. Nun wendete er sich wieder der Maria Stuart zu, die aber erst in Weimar vollendet wurde. Wahrscheinlich entstanden noch in Jena „Die Worte des Wahns" und „Nänie".

Schon seit einiger Zeit sehnte sich Schiller nach einem Wechsel des Wohnorts, durch seine Kränklichkeit war er der akademischen Welt mehr und mehr entfremdet, seit 1794 hatte er nicht mehr gelesen und von den Philosophen abgesehen, hatte er zu dem jüngeren akademischen Nachwuchs, am allerwenigsten seinem Spezialkollegen Woltmann[267]) ein

---

264) G. 642, 20. Aug. 1799.

265) G. 647, 27. Aug. 1799.

266) K. IV, 151, 26. Sept. 1799.

267) G. 64, 15. Mai 1795. 135, 29. Dez. 1795. 298, 18. April 1797 u. a. m.

näheres Verhältnis nicht zu gewinnen vermocht. Auch seine Frau schien es fortzuziehen: „Hier selbst leben wir sehr still, und sind mit Allen gut Freund, aber mit Wenigen auf ein geselliges Verhältniß gestimmt.

Ich lebe auch hier gerne einsam; da ich oft in Weimar bin, wo ich meine Schwester und meine alten Freunde habe, so halte ich mich dort schadlos für die Entbehrung der Gesellschaft hier." (Charlotte an Fischenich, am 26. Juli 1799.)

„Meine hiesige Existenz ist eine absolute Einsamkeit und und das ist doch zu viel" [268]).

„Der Herzog hat mir in diesem Frühjahre seinen Wunsch zu erkennen gegeben, daß ich öfters nach Weimar käme und länger da bliebe. Da ich ihm nun zugleich sehr leicht begreiflich machen kann, wie sehr ich mich selbst dabei besser befinden würde, so will ich mich mit geradem Vertrauen an ihn wenden und ihn bitten, daß er mir für die dadurch zuwachsende größere Kosten etwas zulegen möchte" [269]).

Das geschah: „So lange ich mich mit der Philosophie beschäftigte, fand ich mich hier vollkommen an meinem Platz; nunmehr aber, da meine Neigung und meine verbesserte Gesundheit mich mit neuem Eifer zur Poesie zurückgeführt haben, finde ich mich hier wie in eine Wüste versetzt. Ein Platz, wo nur die Gelehrsamkeit und vorzüglich die metaphysische im Schwange gehen, ist den Dichtern nicht günstig" [270]).

Ende September war die Sache entschieden: „Es ist nun ausgemacht, daß ich die nächsten Winterhalbjahre in Weimar zubringe; der Herzog hat mir zweihundert Thaler Zulage gegeben, und ich erhalte auch etwas Holz in natura, welches mir bei dem theuren Holzpreise in Weimar sehr zu statten kommt. Ich werde also verschiedene Veränderungen in meiner Lebensweise erleiden, und besonders mehr als

---

268) G. 644, 23. Aug. 1799.

269) G. 638, 12. Aug. 1799.

270) G. 650, 1. Sept. 1799, Schiller an den Herzog Karl August.

bisher in Gesellschaft leben. Obgleich Weimar ein theurerer Ort ist als Jena, so kann ich von dem, was mich der dortige Aufenthalt auf sechs Monate jährlich mehr kostet, doch alles das abrechnen, was es mich in Jena kostete, ein kleines Haus zu machen. Denn da ich nicht ausgehe, so sah' ich alles bei mir, und mußte oft bewirthen. Dies fällt in Weimar weg, und ich gewinne mithin die zugelegten zweihundert Thaler ganz" [271]).

Aber bevor die lang ersehnte neue Heimat sich ihr aufthat, sollte die Familie erst noch schweres Leid erdulden.

Am 11. Oktober schenkte Charlotte ihrem Manne ein Töchterlein, Mutter und Kind befanden sich in den ersten Tagen wohl. Bald aber trat eine Veränderung ein: „Seit dem Abend als ich Ihnen schrieb, ist mein Zustand sehr traurig gewesen. Es hat sich noch in derselben Nacht mit meiner Frau verschlimmert und ihre Zufälle sind in ein förmliches Nervenfieber übergegangen, das uns sehr in Angst setzt" [272]).

„Ich ergreife die Gelegenheit . ., Ihnen wissen zu lassen, daß nach Starkens Urtheil meine Frau jetzt zwar außer Gefahr ist, das Fieber fast ganz aufgehört hat, aber leider die Besinnung noch nicht da ist. . . Ich habe mich zwar bis jetzt noch erträglich gehalten, aber heute nach der vierten Nacht, die ich binnen sieben Tagen durchwacht habe, finde ich mich doch sehr angegriffen" [273]).

Noch am 19. Nov. lag sie darnieder: „Die Nacht ist ganz leidlich gewesen, den Tag über aber hat die arme Frau wieder viel mit ihren Einbildungen zu thun gehabt und uns oft sehr betrübt" [274]). Von jetzt an nahm die Besserung einen raschen Verlauf, sodaß man an eine Übersiedlung nach Weimar für den Anfang des Dezember denken durfte. Am

---

271) K. IV, 150, 26. Sept. 1799.
272) G. 660, 25. Okt. 1799.
273) G. 663, 30. Okt. 1799.
274) G. 672, 19. Nov. 1799.

3. Dezember fand dieselbe statt. Schiller sah mit leichterem Herzen den kommenden Tagen entgegen: „Der Anfang ist also glücklich gemacht und ich hoffe das Beste für die Zukunft“ [275]).

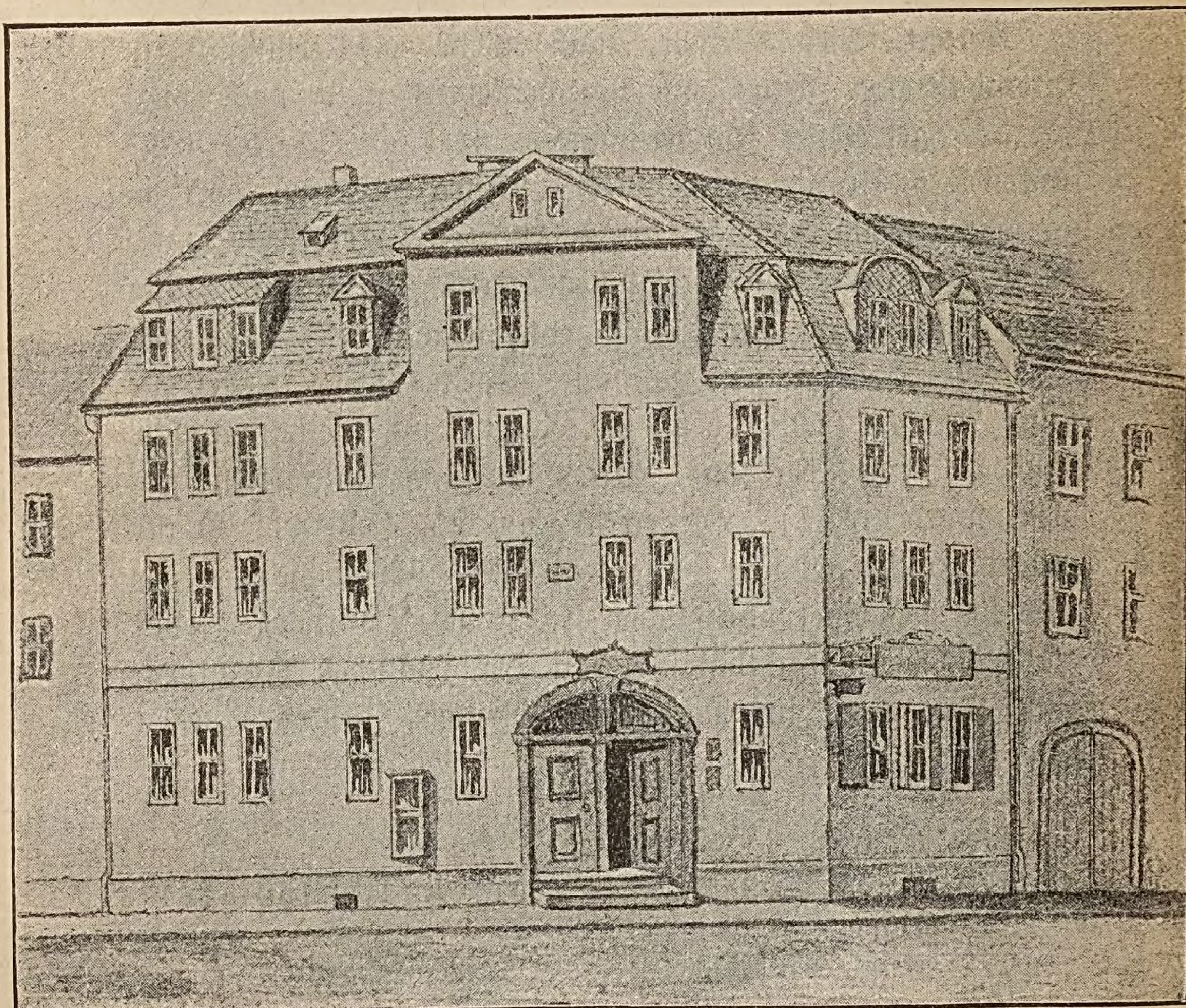
Damit schied Schiller nach mehr als zehnjährigem Aufenthalt von Jena; nur vorübergehend ist er noch zweimal dort gewesen. Im Frühling 1801 suchte er die Einsamkeit des Gartenhauses an der Leutra auf, um dort in der Stille (vom 5. März bis 1. April) [276]) die letzte Hand an die Jungfrau von Orleans zu legen. Und als im Jahre 1804 Lotte ihrer Entbindung entgegensah und deswegen in Starks Nähe zu sein wünschte, siedelten beide wieder für einige Wochen (19. Juli bis 19. August) ins Niethammersche Haus in Jena über (das Gartenhaus war inzwischen verkauft worden) [277]). Hier ward am 25. Juli die jüngste Tochter Emilie geboren, hier traf aber auch Schiller — er hatte sich bei einer abendlichen Fahrt ins Dornburger Thal erkältet — ein furchtbarer Anfall der tückischen Krankheit, deren Folgen er im Mai des folgenden Jahres erliegen sollte.

---

275) G. 674, 4. Dez. 1799.

276) K. IV, 209, 5. März 1801; L. III, 152—181; G. 795—805.

277) Vergl. den Abschnitt: „Die Schillerhäuser“.



Die Schrammei.

Schillers Wohnung 1789—1793.

Jenergasse 26.

II.

Die Schillerhäuser.

1. Die Schrammei 1789—1793.

Wer, vom Thor kommend, die Johannisstraße hinabschreitet, dem öffnet sich am untern Theil derselben linker Hand der Ausblick auf eine Seitengasse, welche, nachdem sie bei einem Brunnen ein wenig sich erweitert, in ein enges, gerade auf die Rückseite des Kollegiengebäudes zuführendes Sackgäßchen ausläuft. Vorher aber zweigt sich, auf der Höhe des erwähnten Brunnens rechts und links je eine Seitengasse ab, die sich parallel der ehemaligen Stadtmauerlinie erstrecken. Das Ganze heißt jetzt Jenergasse. Früher aber verstand man unter diesem Namen eigentlich nur die ungeteilte Straße bis zum Brunnen und deren linke Fortsetzung von da. Die Verbreiterung um den Brunnen ward (wie auch heute im Volksmund) der Jenerplatz genannt, die Sackgasse geradezu hieß man den Sack, und die Abzweigung rechts (bis zum Platz hinter der Stadtkirche) führte von alters her den schönen Namen „der Schluckein", wie Wiedeburg in seiner Beschreibung der Stadt Jena (1785, 132) meint, „vermuthlich der in dieser Gegend befindlichen vielen und vorzüglichen Keller und Gebäude halber".

Das Eckhaus vom Jenerplatz und vom „Schluckein", dem Brunnen gerade gegenüber, ein großer mehrstöckiger Bau, mit zwölf Fenstern Front — heutige Nummer

Jenergasse 26 — führte bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts den Namen der Schrammei; nach der Familie Schramm, in deren Besitz es etwa seit 1750 bis 1840 (?) sich befand [278]).

In den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts, vielleicht auch länger schon, bis ziemlich weit ins 19. Jahrhundert hinein war die Schrammei ein vielbeliebtes, dicht bewohntes Studentenquartier, dessen Vorderzimmer auch größeren Ansprüchen an Geräumigkeit und Komfort genügten, und dessen Besitzerinnen, um 1789 zwei Demoisellen Schramm, die hochbetagt erst etwa 1840 gestorben sind, auch einen Mittagstisch gaben.

Hier hat, im ersten Stock, Schiller von 1789 bis 1793 — von Reisen abgesehen — Sommer und Winter ununterbrochen gewohnt.

„Ich beziehe das Schrammische Haus und meine Einrichtung besorgt die Hofrath Schützin", meldet er am 18. April 89 dem Schwager Reinwald [279]).

Die Lage der Wohnung ist nach unsern heutigen Ansprüchen an frische Luft und Aussicht nicht sonderlich anmutig. Trotzdem fand Schiller das Quartier, als er es im März d. J. 89 mietete, seinen Wünschen ziemlich entsprechend (K. II, 67, 26. März 89), und als er am 11. Mai seinen Einzug gehalten, konnte er gar des Lobens kein Ende finden.

„Mein Logis habe ich über meine Erwartung gut gefunden. Der freundliche Anblick um mich herum giebt mir eine sehr angenehme Existenz", schreibt er am 13. Mai 89 an Körner (II, 93). „Es sind drei Piecen, die in einander laufen, ziemlich hoch mit hellen Tapeten, vielen Fenstern und

278) Auch in Wiedeburgs erwähnter Stadtbeschreibung von 1785 wird das Haus als das Schrammische bezeichnet (273).

279) Fielitz, Schiller u. Lotte I 253 irrt also, wenn er, vermutlich Döring folgend (Fr. v. Schiller, E. biogr. Denkmal 1839. 167) und durch die landläufige Ortsüberlieferung in Jena verleitet, das Haus Unterm Markt 1 als Schillers erste Wohnung bezeichnet.

alles entweder ganz neu oder gut conservirt. . . . Ein Vorzug ist auch die Flur, die überaus geräumig, hell und reinlich ist." Auch die Einrichtung der Zimmer, der Plan, der Wohnung selbst zu möblieren, war wieder aufgegeben[280]), preist er mit naivem Behagen: „Meubles habe ich reichlich und schön: zwei Sophas, Spieltisch, drei Commoden und anderthalb Dutzend Sessel mit rothem Plüsch ausgeschlagen."

Von den Besitzerinnen[281]) heißt es: „Ich habe zwei alte Jungfern zu Hauswirthinnen, die sehr dienstfertig, aber auch sehr redselig sind. Die Kost habe ich auch von ihnen auf meinem Zimmer, zwei Groschen das Mittagessen, wofür ich dasselbe habe, was mich in Weimar vier Groschen kostete."

Aber auch in der Folgezeit hat die Schrammei und das Leben in ihr Schiller durchaus behagt; so sehr, daß selbst angesichts der bevorstehenden Verheiratung er nicht daran dachte, das Junggesellenquartier mit einer größeren behaglicheren Wohnung zu vertauschen. „Ich behalte meine gegenwärtige Wohnung", schreibt er am 9. Januar 1790 der künftigen Schwiegermutter (L. II, 236), weil dieses Haus in jedem Betrachte eins der besten ist, die ich hier finden könnte. Bloss einige Zimmer mehr brauche ich zu miethen und ich kann sie auf derselben Etage haben."

Besonders aber scheint ihm auch für die Beibehaltung des alten Quartiers zu sprechen der Umstand, daß es möbliert ist und man sich im Hause speisen lassen kann: „Ich wäre nicht dafür, jetzt gleich etwas auf eigne Meubles zu verwenden. Ebensowenig wäre es nöthig, dächte ich, sogleich

280) Nur „eine Schreibcommode" hatte er sich selbst machen lassen, „die mir zwei Karolinen kostet und die gewiß auf drei zu stehen kommen würde. Das ist, wonach ich längst getrachtet habe, weil ein Schreibtisch doch mein wichtigstes Meuble ist und ich mich immer damit habe behelfen müssen." K. a. a. O.

281) In der Korrespondenz nicht selten „die Schätze" genannt. Nach den Hauszinsakten scheint es fast, als ob nur eine Besitzerin gewesen sei.

eine eigene Menage anzufangen. Ich habe bisher einen recht guten Tisch in meinem Hause gehabt und um einen überaus billigen Preiß. Mit 12 Rℓ des Monats glaube ich Mittag und Abendtisch bestreiten zu können."

Bei den Lengefelds war man denn auch mit dieser Chambregarni-Einrichtung ganz einverstanden. Nur die Raumverteilung bereitete anfangs Schwierigkeiten, da Schiller, entgegen seiner Hoffnung, einstweilen nur ein Zimmer auf der Etage sofort hinzumieten konnte, wegen des zweiten aber auf Ostern und später sich vertrösten lassen mußte. Das war allerdings, da die Hochzeit vor Ostern stattfinden und mit der jungen Frau zugleich deren Schwester Caroline als Hausgenossin ihren Einzug halten sollte, sehr fatal. Denn für die Schwägerin fehlte es nun an einem geeigneten Zimmer.

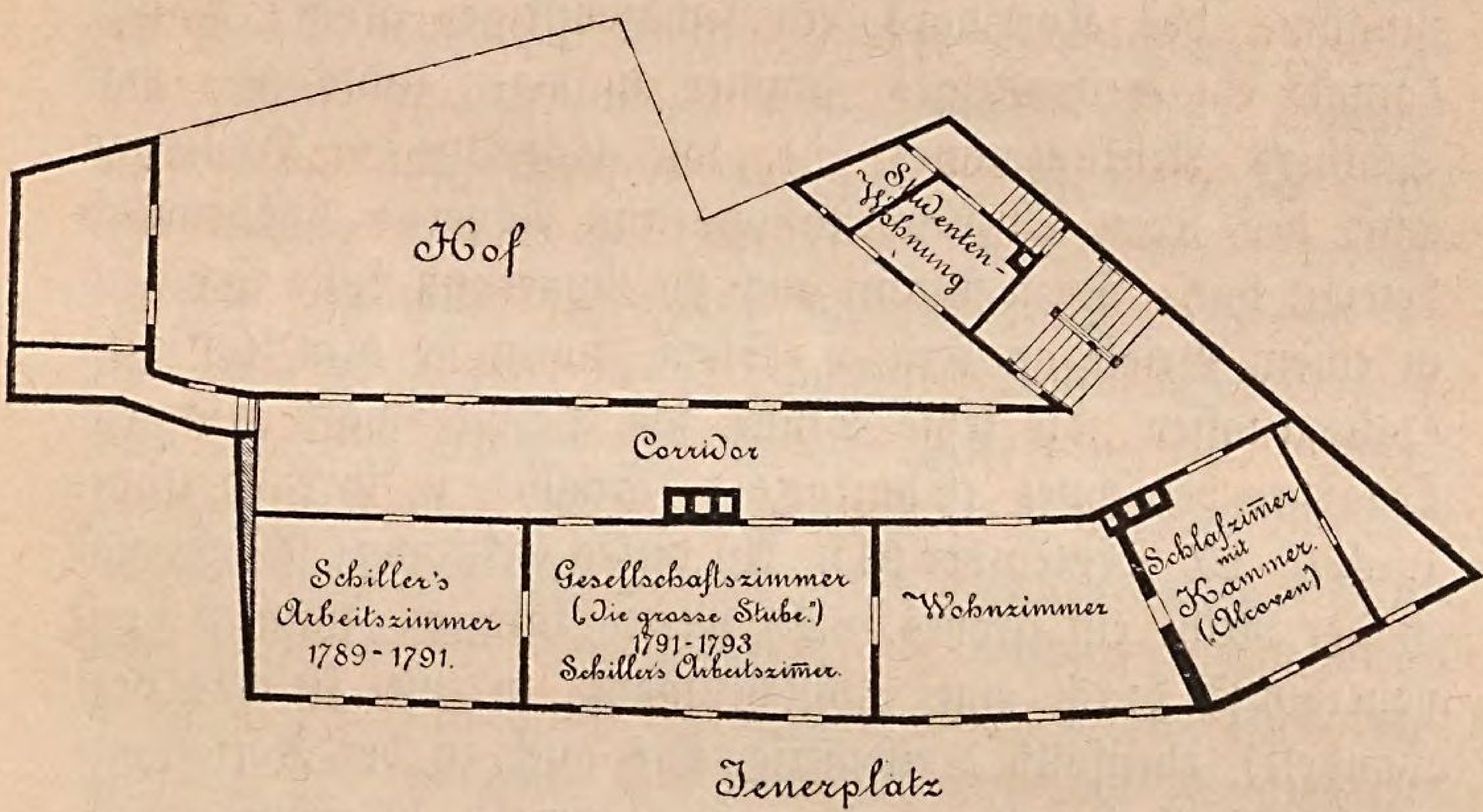
Schiller hatte daher am 12. Januar 1790 schon sehr betrübt an letztere geschrieben und ihr gemeldet, das bewußte Zimmer, auf das er gerechnet, sei noch von Studenten besetzt, „die ich jetzt nicht sogleich herauswerfen kann".

Aber die Abneigung, die Hochzeit hinauszuschieben, und die Vorliebe für die Wohnung machten ihn erfinderisch. Am 18. Januar 1790 meldet er den Schwestern, er habe „eine Auskunft entdeckt, die uns für die wenigen Monate aus der Verlegenheit ziehen kann". Und nun folgt ein detaillierter, höchst wunderlicher Plan, wie man sich selbdritt, doch in den zur Verfügung stehenden vier Zimmern ganz gut behelfen könne. Ein Plan, den man nicht lesen wird, ohne, gleich den beiden Empfängerinnen, „recht zu lachen"[282]) (II, 252, 19. Januar 1790), der dann auch in der Folge nicht zur Ausführung gekommen ist, der aber deshalb für uns von Interesse ist, weil wir an seiner Hand uns ein ziemlich deutliches

---

282) Der Ausweg, den die Schwestern vorschlagen, kommt uns freilich nicht weniger komisch vor.

Bild von der Schillerwohnung in den Jahren 1789—1793 machen können. „Nehmt also meinen Riß zur Hand und vergleicht ihn mit dem, was ich jetzt sage“, schreibt Schiller den Schwestern; der Leser möge ein Gleiches mit der beigefügten Skizze thun, es wird ihm nicht schwer werden, sich



zurechtzufinden. Dank den Bemühungen des gegenwärtigen Besitzers und den interessanten Aufschlüssen seitens einer früheren langjährigen Besitzerin des Hauses, der Frau Oberappellationsrätin Asverus, ist es geglückt, aus dem Wust von An- und Umbauten, welche das Gebäude im Laufe eines Jahrhunderts erfahren, jedenfalls die Haupträume in dem Zustande, wie sie zu Schillers Zeiten sich befanden, herauszuschälen und auf dem Papier zu rekonstruieren.

Wer heute durch das stattliche Hausthor eingetreten, die Treppe zum ersten Stock hinaufsteigt, vermißt zunächst den von Schiller so gerühmten hellen, geräumigen Korridor. Nach Mitteilungen der Frau Asverus war derselbe aber thatsächlich bis 1840 vorhanden; wo jetzt rechts eine Thür die Etage abschließt, zog sich damals hinter der ganzen

Zimmerreihe entlang (vgl. Plan) ein langer, durch 7 Fenster beleuchteter Gang, welcher jetzt teils durch die eingebaute Küche, teils durch die Hinzufügung der letzten Strecke zu dem äußersten Eckzimmer der Reihe auf etwa ein Drittel seiner ehemaligen Ausdehnung beschränkt ist.

Das erwähnte äußerste Eckzimmer, jetzt durch die Hinzunahme des Korridors ein sechsfenstriger großer Raum, damals ein dreifenstriges Zimmer mäßigen Umfangs, war Schillers Arbeitszimmer[283]), wie Caroline v. Wolzogen einst der Frau Oberappellationsrätin Asverus ausdrücklich bezeugt hat. Dazu stimmt auch die Äußerung Lotte Schillers in einem Briefe an Fritz v. Stein, worin sie dem künftigen Hausgenossen „die letzte Stube, wo Schiller war" als sein Quartier bezeichnet (Charlotte v. Schiller u. ihre Freunde, I, 436, 15. September 91). An dieses Eckzimmer schließt sich in der Reihe ein großes, 8.25 Meter langes Zimmer (erst neuerdings durch eine Zwischenwand in zwei kleinere verwandelt), ebenfalls dreifenstrig, das auch in der Korrespondenz wiederholt als „das große Zimmer" bezeichnet wird. Dasselbe diente bis zum Herbst 1791 als Besuchs- und Gesellschaftszimmer. Als Fritz von Stein ins Haus kam, ward es Schillers Arbeitszimmer. „Das große Zimmer", schreibt Lotte a. a. O., „haben wir im vorigen Winter gar nicht gebraucht; da kann es also jetzt recht gut Schillers Stube sein. Überhaupt findet sich wenig Gelegenheit, es sonst zu brauchen, weil wir keine Gesellschaften haben, die, so bei uns sind, kommen doch in das Wohnzimmer[284]).

---

283) Vermutlich schon vor der Verheiratung. Darauf läßt schließen, daß es bei der Raumverteilungsfrage nie mit in den Kreis der Kombinationen gezogen wird.

284) Im Wintersemester 1792/93 las Schiller in diesem „großen" Zimmer sein privatissimum über Ästhetik. „Schiller hat heute seine erste Vorlesung gehalten; nun spielt er, um sich zu zerstreuen. . . . Um dem Auditoriumsgeruch zu entgehen, ist alles in meiner Stube etablirt". Lotte an Fischenich, 5. Nov. 1792.

Unter letzterem ist das nächstfolgende in der Reihe zu verstehen, ein ebenfalls sehr stattlicher Raum, wie die vorigen dreifenstrig.

Die drei bisher erwähnten Zimmer sind offenbar die „drei ineinandergehenden Piecen", die Schiller schon als Junggeselle innehatte. Vermutlich ward dann anläßlich der Verheiratung das vierte die Reihe abschließende Zimmer mit einem daranstoßenden Kämmerchen hinzu gemietet, über dessen natürliche Bestimmung als Schlafzimmer wohl kein Zweifel sein kann. Allerdings ward vorübergehend, als sich das (jetzt nicht mehr vorhandene) Hinterzimmer — im rechten Seitenflügel[285]) — das für Caroline bestimmt war, nicht rechtzeitig räumen ließ, anders darüber verfügt. Dieses Zimmer mit dem schiefen Kämmerchen ist nämlich offenbar „das Zimmer mit dem Alcove", das Schiller anfangs durch eine Bretterwand hatte teilen lassen wollen (um dadurch je einen Schlafraum für Caroline und für die weibliche Bedienung zu gewinnen; und das er dann der Jungfer und dem Mädchen allein zuwies. „Zwei Betten haben im Alcove Platz und so haben sie das ganze Zimmer frei, worinn wir auch Koffer und Schränke stellen und uns frisiren lassen können." (L. II, 250.) Nach diesem zweiten Plan sollten Lotte und ihre Schwester im (späteren) Wohnzimmer gemeinsam schlafen.

„Nun muß aber eine von euch beyden sich gefallen lassen, daß zwey Betten in ihrem Zimmer hinter einer Tapete gestellt werden." Tages über sollte das Zimmer Carolinen als Aufenthaltsort dienen. „Ein Zimmer [das große Zimmer] bleibt ganz frey, wo die andere wohnt, und so wird die Ehre vom Hause gerettet. Auch die Decenz wird nicht verletzt, denn das Zimmer hat seinen eigenen Eingang und die

285) In der Skizze als „Studentenstube" bezeichnet. Auf dem linken Seitenflügel lag das Bedientengelaß, das wegen „der verdächtigen Nachbarschaft" beanstandet wurde.

Seitenthüre kann ganz verschlossen gehalten werden.“ Schiller wollte danach also wohl in seinem Arbeitszimmer schlafen.

Der ingeniöse Plan fand, wie erwähnt, nur zum Teil die Billigung der Schwestern. Beide wollten von den Betten hinter der Tapete nichts wissen, sondern Caroline im „Wohnzimmer“, Lotte im „großen“ auf dem Sopha schlafen! „Da wird Linens Stube nicht durch Betten verstellt und die große Stube soll auch immer gar schön ordentlich bleiben, denn sobald ich aufstehe, wird alles wieder weggetragen“ schreibt Lotte (II, 252, 19. Januar 1790).

Bekanntlich ward ja aus dem geplanten seltsamen Hausstand zu dreien nichts. Caroline blieb allerdings nach der Abreise ihrer Mutter, die mit den beiden Schwestern zur Hochzeit nach Jena gekommen war, dort zurück, wohnte aber nicht bei den Geschwistern, sondern in der Nachbarschaft, im Hause einer Frl. v. Seegner, „nahe bey dem meinigen außer der Stadt“, wie Schiller gelegentlich die Lage bezeichnet (vgl. K. II, 172, 1. März 1790; L. II, 267 f., 31. Januar 1790).

So genügte denn allerdings die Wohnung in der Schrammei den an sich sehr bescheidenen Ansprüchen des Schillerschen Paares in den ersten Jahren der Ehe; zumal vermutlich die Demoiselles ihr Versprechen, auf Michaelis Platz zu schaffen „und ein Zimmer aufs schönste tapezieren lassen zu wollen“, (an Lotte und Caroline 25. Januar 1790, L. II, 257) erfüllt hatten.

Daß jedenfalls nicht Mangel an Raum es war, der sie veranlaßte, im Frühling 1793 die Wohnung aufzugeben, beweist am besten, daß sie, wie oben erwähnt, seit dem Herbst 1791 ein Zimmer an Fritz von Stein abgetreten hatten.

Auch das Studententreiben im Hause hatte weder für Schiller noch für seine Frau, wie es scheint, das Behagen an der „menagelosen“ Existenz, mindern können. Beide, gesellige Naturen, hatten im Gegenteil so viel Freude an jugendlichem, ungezwungenem Verkehr, daß sie, als Fritz von

Stein, der seit Frühjahr 1791 ihr Tischgenosse gewesen, sich in ihrer Abwesenheit einer andern Gesellschaft angeschlossen hatte und ihnen untreu zu werden drohte, ihn veranlaßten samt diesem Kreise der Fischenich, Göritz, Fichard ꝛc. zu gemeinsamen Mittagstisch ins Schillerhaus überzusiedeln.

Der Hauptgrund, der sie zum Verlassen der Schrammei bewog, war der Umstand, daß der Mittagstisch der Demoiselles auf die Dauer nicht den Ansprüchen und den Bedürfnissen des kränkelnden Schiller entsprach. „Meine Gesundheit vertrug sich mit der Kost nicht länger, die wir bey unseren Mamsells hatten", schreibt er an Körner 7 April 93, (III, 97), und da die Wohnung auf „eigene Menage" nun einmal nicht eingerichtet war, blieb ihnen nichts anderes übrig als auszuziehen.

2. Das Gartenhaus des Sommers 1793.

Als zu Anfang des Jahres 1790 Schiller vorübergehend, in Folge der Schwierigkeiten, in der Schrammei genügend Platz zu schaffen, in Zweifel gewesen war, ob es nicht doch besser sei, sich nach einer andern Wohnung umzuthun, hatte für ihn den Ausschlag zum Bleiben vor allen Dingen die Aussicht gegeben, im Sommer einen großen, schönen Garten, den samt einem Gartenhause seine Wirtinnen vorm Neuthor unweit der Rasenmühle besaßen, zur Verfügung zu haben. „Schon dies allein", schrieb er an Lotte und Caroline, „könnte mich in diesem Hause halten." (L. II, 257, 25. Jan. 1790.) Es scheint aber nicht, daß Schiller je von diesem Besitz seiner Wirtinnen Vorteil gehabt; jedenfalls geschieht desselben in den Briefen weiter keinerlei Erwähnung. Dagegen ward unmittelbar nach dem Verlassen der Schrammei im Sommer 1793 ein solches Gartenhäuschen bezogen.

Schon am 28. Februar hatte Schiller an Körner davon berichtet (III, 77): „Diesen Sommer logiren wir außerhalb der Stadt in einem angenehmen Gartenhaus. Meine zweite Schwester wird bey mir sein und vielleicht behalte ich sie ganz. Ich werde dann mehr en famille leben, und weniger Lärm um mich haben, weil ich dann keine Tischgenossen mehr nehme" [286]).

Am 7. April meldet er Körner: „Heute habe ich endlich meinen Einzug in den Garten gehalten und bin nicht wenig froh, daß ich Feld und Himmel sehe. Diesen Winter kam ich kaum fünfmal ins Freie und nun ist mir zu Muth wie einem Gefangenen, der zum ersten Mal wieder ans Tageslicht kommt (K. III, 97, 7. April 1793).

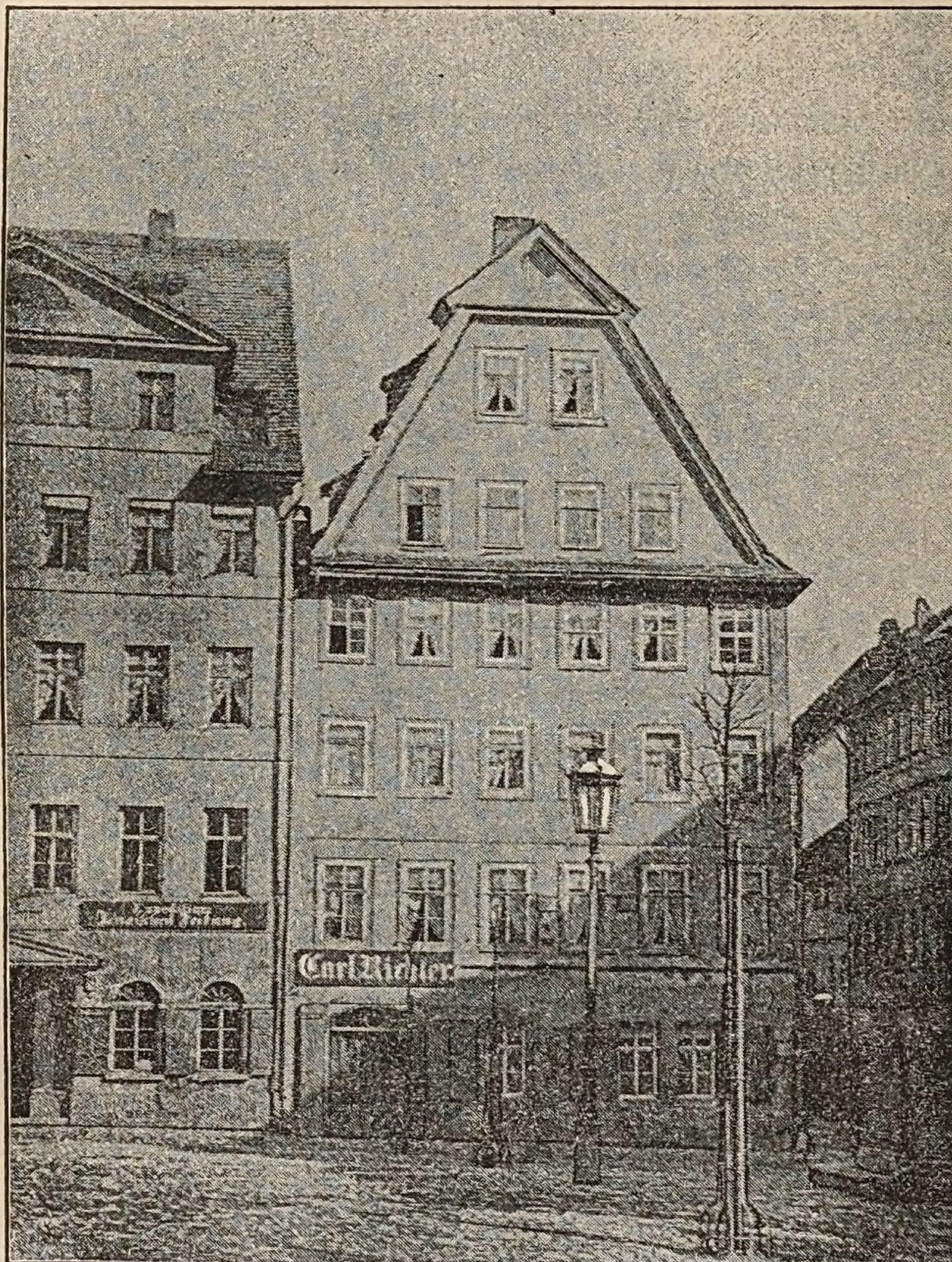
Wo aber Haus und Garten gelegen, hat mir nicht glücken wollen festzustellen. Lotte Schiller giebt allerdings in einem Briefe an Reinwalds (31. Mai 1793, Charlotte Schiller u. i. Freunde I, 341) eine Andeutung. Das Gartenhaus, das sie bewohnten, sei zu klein, um noch Gäste zu beherbergen. Aber im Hause der Frl. v. Seegner werde im Juni Platz. „Wir sind der Fräulein v. Seegner so nahe jetzt, daß wir nur durch den Garten gehen, um zusammen zu kommen. Also ist es fast, als wären wir in einem Hause."

Leider wissen wir jedoch über die Lage des v. Seegnerschen Hauses auch nicht mehr, als was die Äußerung in dem oben erwähnten Briefe Schillers aus dem Jahre 1790

286) Körner hatte diese Äußerung so verstanden, als ob Schillers die Schrammei nur für den Sommer verlassen hätten, und hatte darauf den Plan gebaut, während eines für den Sommer beabsichtigten Besuches in Jena „mit Kind und Gesinde" vierzehn Tage in der Schrammei zu wohnen: „Du wohnst in einem Garten, überlaß mir Dein Stadtlogis. Am Tage sind wir bei Dir, unsere Kinder und Gesinde werden bei den alten Mamsells beköstigt und wir schlafen in Euern Zimmern". K. III, 96, 28. März 1793. Das war aber unausführbar, weil Schillers die Schrammei bereits ganz aufgegeben hatten (K. III, 97, 7. April 1793).

an die Hand giebt. Danach könnte es entweder vor dem Johannes- oder vor dem Zwätzenthor gelegen haben. Nachforschungen in den Hauszinsbüchern des Magistrats und in den Grundbuchakten des ehemaligen Stadtgerichts haben leider, trotz der freundlichen Unterstützung der Herren Kämmereiverwalter Pohle und Aktuar Rüdel zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt.

Am 2. August 1793 verließen Schillers Jena und brachten den Herbst und Winter in Schwaben zu.



Das Haus am Markt.

Schillers Wohnung 1794—1795.

Unterm Markt 1.

3. Das Haus am Markt.

1794—1795.

Als Schillers im Mai 1794 aus Schwaben zurückkehrten, konnte von einem Wiederbeziehen der Schrammei nicht mehr die Rede sein; zumal auch die Ansprüche der Familie an Raum inzwischen durch die am 14. September 1793 in Ludwigsburg erfolgte Geburt des ersten Kindes (Karl) gestiegen waren; sie brauchten bedeutend mehr Platz und glaubten denselben auch gefunden zu haben. „Du kannst jetzt bei mir wohnen", hatte Schiller schon im April aus Stuttgart an Körner geschrieben, „denn ich beziehe jetzt ein anderes Logis, wo viel Raum ist" (K. III, 170, 23. April 94; vgl. auch an Reinwald, 30. Mai 94, R. 146). Das Logis, das am 15. Mai 1794 bezogen wurde, lag an der Ecke des Marktes und der Straße unterm Markt[287]).

Das Haus — es steht noch heute wohl im wesentlichen unverändert — ist ein stattlicher dreistöckiger Bau mit aufgesetztem Giebel aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Erbauer und erster Eigentümer war der spätere Reichsfreiherr und Reichshofrat, damaliger Jenenser Professor Nicolaus Christoph Lyncker. Auch später waren die Besitzer meist Professoren, für welche das Haus durch einen im ersten Stock gelegenen, geräumigen Hörsaal besonderen Wert hatte. Der letzte akademische Besitzer scheint der (1768 gestorbene) Professor Tympe gewesen zu sein (vgl. Wiedeburg a. a. O. 264). 1789 wird als Eigentümer ein Herr v. Jage-

287) Heutige Nummer: Unterm Markt 1.

mann genannt, der also vermutlich Schillers Hausherr war[290]). Nach Ortsüberlieferung bewohnte Schiller den ersten Stock, es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß er auch den zweiten entweder ganz oder teilweis zur Verfügung hatte, da er sonst schwerlich diese Wohnung als geräumige hätte bezeichnen können.

Im Erdgeschoß, mit dem Eingang vom Markt aus wird — und ward sicher seit Erbauung des Hauses — ein Ladengeschäft betrieben. Der Eingang zu der oberen Wohnung ist daher vom untern Markt. Gleich rechts vom rundbogigen Hausthor führt eine steile steinerne (die Stufen sind jetzt mit Holz überkleidet) Wendeltreppe empor, bei der ein alter Strick die Stelle des Geländers vertritt. So wenig verlockend infolgedessen der erste Eindruck ist, so angenehm wird der Besucher enttäuscht, wenn er im ersten Stock anlangt. Auf einen stattlichen, fast quadratischen Vorraum öffnen sich rechts und links die Thüren der Hauptzimmer. Rechter Hand liegt mit dem Blick in die Straße unterm Markt ein geräumiges Zimmer, das nach der Überlieferung Schillers Arbeitszimmer gewesen sein soll; dahinter liegt das alte Auditorium, die ganze Tiefe des Hauses einnehmend, sechsfenstrig.

Linker Hand liegen zwei große, helle, freundliche Zimmer, deren Fenster teils nach dem Markt, teils nach der Straße gehen.

Da damit aber die verfügbaren größeren Räume in diesem Stockwerke erschöpft sind, so muß angenommen werden, daß auch der zweite Stock entweder ganz oder teilweis zur Schillerschen Wohnung gehörte. Nähere Angaben darüber fehlen ganz, auch sonst in den Briefen findet sich keinerlei Andeutung über die Verteilung und Benutzung der Zimmer, was sich wohl zum Teil daraus erklärt, daß nach kaum Jahresfrist schon die Wohnung mit einer andern

288) Später war das Haus lange im Besitze der Familie Netz. Gegenwärtiger Besitzer Seilermeister Richter.

vertauscht wurde. Und doch haften gerade an diesem Schillerhause Erinnerungen besonderer Art. Es ist die Geburtsstätte des Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe.

Vor diesem düstern, alten rundbogigen Hausthor standen an jenem denkwürdigen Sommerabend des Jahres 1794 die beiden Männer, die so lange nebeneinander hergegangen und die nun ein günstiger Zufall zum ersten Mal einer gegen den andern den Grund und Kern seines Wesens hervorkehren ließ. Sie kamen aus einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft. „Schiller", wie Goethe[289]) berichtet, „schien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne." Goethe meint, es gäbe doch wohl noch eine andere Weise der Naturbetrachtung, „die Natur wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen"; er denkt dabei an die Metamorphose der Pflanzen. Schiller zweifelt, Goethe wird warm. Da sind sie vorm Hause angelangt und kurz entschlossen tritt Goethe ein: „Das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen."

Trotzdem im folgenden Diskurs keiner den andern überzeugte, beide sich für unüberwindlich hielten, entschied doch dieser Abend für die Zukunft.

Im heißen Widerstreit der Meinungen war ihnen klar geworden, daß sie trotz ihrer heterogenen Individualitäten am letzten Ende in der sie umgebenden Welt doch auf einander allein angewiesen seien, zu einander gehörten.

---

289) Erste Bekanntschaft mit Schiller. Goethes Werke, Hempelausgabe 27, S. 311.

„Der erste Schritt war gethan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten.“

Aber noch eines zweiten Freundes, dessen Name mit dem Schillerhaus am Markt eng verknüpft ist, muß hier gedacht werden.

Wenige Schritte von Schillers Wohnung, an der Ecke der heutigen Postgasse und der Löbderstraße (Postgasse 4 und 5) dem Rathaus gegenüber wohnte damals Wilhelm v. Humboldt im Hellfeldschen Hause: „Wir wohnen nur wenige Schritte auseinander“, schreibt Humboldt im September 1794 an Dohm (Archiv f. Litteraturgesch. XII, 578), „und ich sehe ihn täglich und sonst fast niemand.“ Ähnlich berichtet Schiller im Januar 1795 an Friedrich Heinrich Jacobi: „Humboldt wohnt mir grade gegenüber[290]) und so bringen wir manche trauliche Stunde mit einander zu.“

---

290) Allerdings gab es in jener Zeit noch ein zweites Hellfeldsches Haus, auf das Schillers Bezeichnung, es liege ihm gerade gegenüber, noch sehr viel besser passen würde: das Haus Unterm Markt 4 (Restaurant Weimarscher Hof). Ich habe mich aber überzeugt, daß das oben beschriebene entfernter gelegene thatsächlich Wilh. v. Humboldts Wohnung war. Wie der gegenwärtige Besitzer Herr Kommerzienrat Ludwig Weimar mir freundlichst mitteilt, hat nämlich Alexander v. Humboldt, der in jenen Jahren häufig als Gast seines Bruders längere Zeit in Jena weilte, zu wiederholten Malen später schriftlich und mündlich das jetzige Haus Postgasse 4 und 5 ausdrücklich als seines Bruders ehemalige Wohnung bezeichnet.

4. Das Griesbach'sche Haus.

1795—1799.

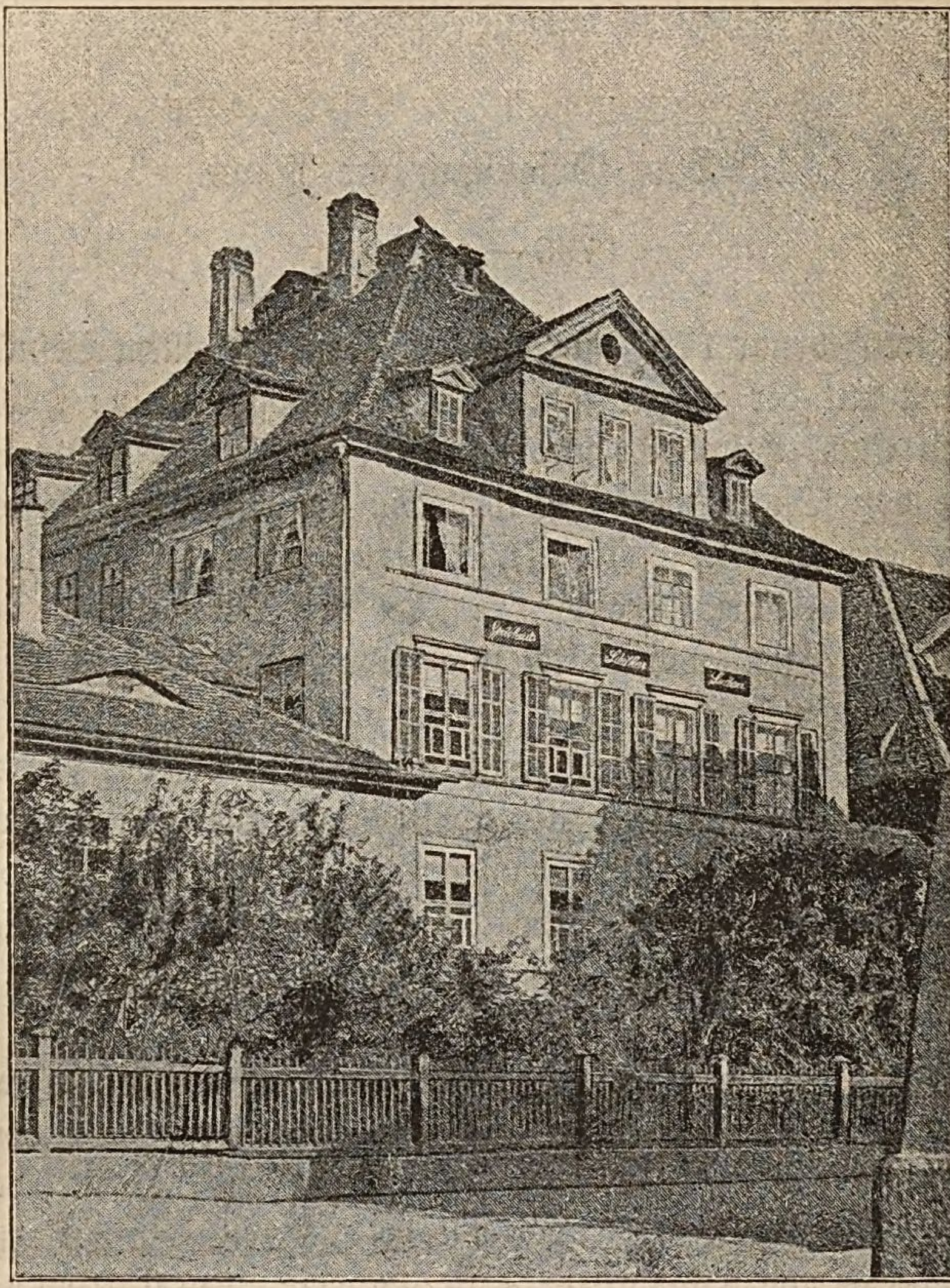
Im Februar 1795 lädt Schiller Körner zu einem Besuche in Jena mit der ganzen Familie auf den Sommer ein: „Wir können Euch, Humboldt und ich, ganz gut logiren, denn ich logire von Ostern an bei Grießbach, in einem der besten Häuser der Stadt." (K. III, 249, 23. Februar 1795.)

Am 10. April berichtet er: „In drei Tagen beziehe ich ein neues Logis, worauf ich mich sehr freue, weil ich dort eine viel angenehmere Existenz haben werde." (K. III, 257.)

Diese Erwartung trog auch nicht, denn obwohl gerade die ersten Wochen in der neuen Wohnung allerlei Krankheit gebracht hatten, so überwog doch das Behagen über „die neue schöne Wohnung", und die Möglichkeit, in ihr „sich der angenehmen Jahreszeit zu erfreuen". (K. III, 261, 1. Mai 1795.)

Und wie ein Echo einer begeisterten Schilderung Frau Lottes klingt es aus einem Briefe der Frau v. Stein vom Juli des Jahres: „Es freut mich herzlich, daß Sie wieder besser sind, mein gutes Lollochen, und sich der schönen Natur in Blüthenbäumen und Mondschein erfreuen können." (Urlichs, Charlotte Schiller, II, 301.)

War schon der Tausch der Jenergasse mit dem Markt eine Veränderung zum Bessern gewesen, im Griesbachschen Hause am Löbdergraben mußte sie in Erinnerung an die früheren Wohnstätten ein Gefühl überkommen, wie Faust es der osterfrohen Menge nachempfindet: „aus niedriger Häusern, dumpfen Gemächern, aus dem Druck von Giebeln und



Das Griesbach'sche Haus.

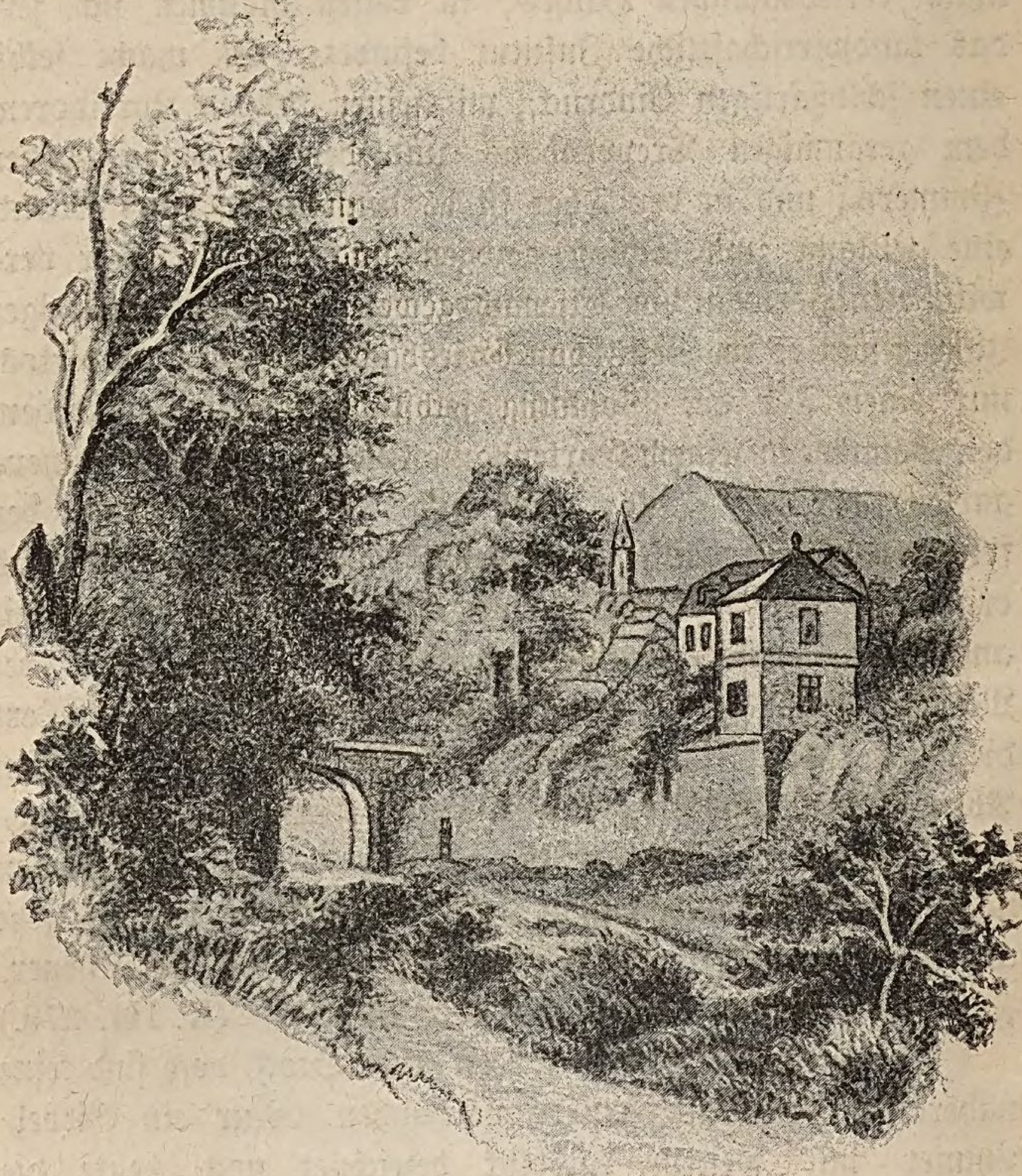
Schillers Wohnung 1795—1799.

Schloßgasse 17.

Dächern, aus der Straßen quetschender Enge, wie „auferstanden und ans Licht gebracht".

In unmittelbarer Nachbarschaft des Großherzoglichen Schlosses liegt am Löbdergraben der massige Bau des ehemals Griesbachschen Hauses, in dessen Räumen sich jetzt das landwirtschaftliche Institut befindet. Es macht selbst einen schloßartigen Eindruck, mit seinen breiten Korridoren, dem geräumigen Treppenhaus und den zahlreichen hohen Zimmern; und in der That ist es denn auch (1664 erbaut) eine zeitlang zum Schloß gezogen und Residenz einer verwittweten Herzogin von Eisenach gewesen. Seit den siebziger Jahren war es im Besitz von Griesbach, der aber, kinderlos, nur einen Teil der Wohnung selbst benutzte und außerdem den Sommer in seinem Gartenhause (im jetzigen Prinzessinnengarten) verlebte. Man muß sich die gedrückte Lage der früheren Schillerhäuser vergegenwärtigen und zugleich sich erinnern, wie sehr Schiller durch zunehmende Kränklichkeit ans Haus gefesselt war, — im Sommer 1795 kam er drei Monate nicht heraus — um zu verstehen, welchen Wert dies neue Heim, mit dem Blick auf die Berge mit den im Abendschein rötlich strahlenden Spitzen, in das grüne Laubwerk der Gärten jenseits der zu ihren Füßen rauschenden Lache, für ihn haben mußte. „Zum Glück wohne ich jetzt angenehm und frei", schreibt er im August 1795 an Körner, „und kann also das Ausgehen eher missen." (K. III, 279.)

Vermutlich bewohnten sie den ersten Stock, doch sind keine näheren Nachrichten darüber vorhanden. Nur ein Giebelzimmer mit weitem Ausblick bezeichnet noch heute die Tradition (ob mit Recht?) als Schillerstube. Gewohnt haben Schillers hier (seit dem Frühling 1797 allerdings nur in den Wintermonaten), bis zur Übersiedelung nach Weimar im Dezember 1799. Hier ward ihnen am 11. Juli 1796 der zweite Sohn Ernst, und am 11. Oktober 1799 eine Tochter, Karoline Henriette Elise, geboren.



Schiller's Gartenhaus an der Leutra.

5. Das Gartenhaus an der Leutra.

„Eine unwiderstehliche Lust nach dem Land- und Gartenleben hatte damals die Menschen ergriffen", notiert Goethe in den Tages- und Jahresheften zum Jahr 1797 und fährt fort: „Schiller kaufte einen Garten bei Jena und zog hinaus, Wieland hatte sich in Oßmannstedt angesiedelt." Goethe selbst dachte an Grundstückkauf in Oberroßla.

Welchen Wert Schiller auf eine idyllische Gartenexistenz im Sommer legte, geht schon aus seinen Äußerungen über das Gartenhaus der Schramms vorm Neuthor hervor. Trotzdem sollte es lange währen, ehe er sich des ungestörten Genusses einer solchen erfreuen konnte.

Auch das Griesbachsche Haus, wenn es auch ungleich reichlicher und schöner Licht und Luft gewährte als die früheren Wohnungen, erfüllte doch den Hauptwunsch nach einem Garten ums Haus nicht, war auch durch seine Lage und durch die Mitbewohner dem städtischen Treiben näher gerückt, als mit der Sehnsucht nach idyllischer Ruhe auf die Dauer verträglich; und diese Sehnsucht ward stärker in dem Grade, als nach dem Erscheinen der Xenien im Herbst 1796 der poetische Schaffenstrieb wieder mächtig in Schiller erwacht war.

„Die erste Bedingung eines glücklichen Fortgangs meiner Arbeit ist eine leichtere Luft und Bewegung; ich bin daher entschlossen, mit den ersten Regungen des Frühjahrs den Ort zu verändern und mir, wo möglich in Weimar, ein Gartenhaus, wo heizbare Zimmer sind, auszusuchen. Das ist mir jetzt ein dringendes Bedürfniß" u. s. w. schreibt er am 11. Januar an Goethe. (G. 266.)

Goethes Gartenhaus im Weimarer Park, das Schiller zunächst im Sinne hatte, erwies sich schon für einen Sommeraufenthalt, geschweige denn, woran Schiller bereits damals, um Goethe näher zu sein, dachte, als Sommer- und Winterwohnung zugleich, durchaus unzulänglich. Ebenso mußte der Plan auf den Garten des Geh.Rat Schmidt in Weimar als unausführbar fallen gelassen werden[291]). Und so trat Schiller im Februar 1797 in ernstlichere Verhandlungen wegen Ankaufs eines Gartenhauses in Jena, das den Erben des unlängst verstorbenen Professors Ernst Gottfried Schmidt gehörte.

Am 7. Februar berichtet er darüber an Körner: „Ich stehe jetzt in Handel wegen eines Gartens und Gartenhauses, werde es auch wahrscheinlich bekommen. Das Haus ist sehr leidlich zu einer Sommerwohnung für eine Familie, wie die meinige, und wenn ich noch etwa zu den zwölfhundert Thalern, die es mir kosten wird, sechshundert zulege, so wird es ein recht geräumiges und angenehmes Quartier auch für den Winter abgeben. Der Garten ist nicht klein und die Lage ist trefflich. Ich hoffe von dieser Acquisition einen glücklichen Erfolg für meine Gesundheit“[292]).

Drei Tage Tage drauf an Goethe, der sich eifrigst für das Zustandekommen des Kaufes interessierte (G. 277, 279): „Ich habe jetzt ein zweites Gebot auf meinen Schmidtischen Garten gethan, 1150 Rthlr. und hoffe ihn um 1200 zu bekommen.“ (G. 278.)

In der That glückte es ihm auch, nicht nur das Grundstück zu erstehen, sondern auch zu dem von ihm angebotenen Preise von 1150 Thalern[293]).

Doch verzögerte sich der formelle Abschluß des Vertrages, wegen der mit Rücksicht auf die minderjährigen Kinder

291) Vergl. G. 272, 273, 274. 31. Jan. 1. 2. Febr. 1797.

292) K. IV, 8.

293) Als Schiller 1802 das Haus verkaufen wollte, mußte er sich freilich von allen Seiten sagen lassen, er habe zu teuer gekauft.

des Prof. Schmidt erforderlichen Veräußerungsdekrete, noch einige Wochen; und Schiller, der schon am 17. Februar „es kaum mehr aushalten konnte in den verwünschten vier Wänden" (G. 280), muß sich noch einen Monat gedulden, bis, nachdem Voigt in Weimar und Schiller selbst in Jena die Sache betrieben (G. 285, 287[294]), K. IV, 14), endlich am 16. März 1797 der Kaufvertrag unterzeichnet und am 23. März vom Stadtrate zu Jena „confirmirt" werden konnte.

Laut diesem Vertrag[295]) ward „der von dem verstorbenen Herrn Prof. Schmidt hinterlassene, hinterm Gasthof zum gelben Engel, auf dem sogenannten Jüdengraben, zwischen dem Garten des Ökonomen Herrn Lamprecht und des Kaufmanns Herrn Beier Krautländereien belegene .... Garten nebst dem dazu gehörigen Gartenhause und allem, was in letzterem erd-, wand-, band-, nied-, mauer- und nagelfest ist", an den herzoglich Sachsen-Weimarischen Hofrath und Professor der Philosophie Herrn Friedrich Schiller allhier, um und für Eintausend einhundert und fünfzig Reichsthaler", die sofort bar zu erlegen waren, verkauft.

Die früher ausgesprochene Hoffnung (K. IV, 10), bereits Ende März sein neues Eigentum in Besitz nehmen zu können, vereitelte die ungünstige Witterung. Von Tag zu Tag mußte der Einzug hinausgeschoben werden. Hatte er am 18. April Goethe geschrieben: „Den Garten hoffe ich in vier Tagen beziehen zu können" (G. 298) und am 25: „Morgen endlich hoffe ich meinen Garten zu beziehen" (G. 302, 25. April 1797), so sollte auch der April noch zu Ende gehen, ohne daß sein Wunsch sich erfüllte.

Erst am 2. Mai kann er Goethe das große Ereignis melden: „Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich

---

294) Der in Goethes Brief erwähnte Stadtschreiber Faselius war Curator der Wittwe Schmidt.

295) Abschriftlich vorhanden im Ratshandelsbuch Jena 1795 —1798, No. 427.

heute eingezogen bin. Eine schöne Landschaft umgiebt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich herum erheitert mich und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung." (G. 306.)

„Ich habe mich an die neue Lebensart", schreibt er am 5. Mai, „schon ganz gewöhnt und bringe in Wind und Regen manche Stunde mit Spazierengehen im Garten zu und befinde mich sehr wohl dabei."

Auch in den folgenden Monaten, in den folgenden Jahren atmen die Berichte über Haus und Garten stets Freude und reinstes Behagen, trotzdem, wie Schiller gleich anfangs vorausgesehen, noch mancherlei bauliche Veränderungen erforderlich waren, die Unruhe brachten.

Gleich im Mai 1797 sah er sich genötigt, „die Gartenseite des Hauses zu unterschwellen" (G. 312, 16. Mai 1797).

Über weitere bauliche Veränderungen, die wohl, soweit das Hauptthaus in Frage kommt, größtenteils in den Herbst 1797[296]) und den darauf folgenden Winter fallen, berichtet ein Brief an Reinwald vom 19. Juli 1798: „Freilich habe ich in diesem und im vorigen Jahre meinen Garten nur halb genießen können, weil so viel gebaut werden mußte, um unsere Familie, die doch 7 Köpfe[297]) stark ist und also viel Raum braucht, bequem unterzubringen. Jetzt haben wir aber alle recht gut Platz, und würden des Raumes wegen auch des Winters hier wohnen können, weil es auch ganz nah an der Stadt ist, wenn man dem Wind und Schneegestöber in einem freistehenden dünngebauten Hause nicht zu sehr ausgesetzt wäre. Wir können uns in drei Stockwerke ver-

---

296) „In meinen Garten werden schon große Anstalten gemacht, ihn für die künftigen Jahre recht zu verbessern." (G. 362, 22. Sept. 1797.)

297) Außer Schiller, seiner Frau und den beiden Kindern also drei Dienstboten.

theilen, die Kinder und das Gesinde bewohnen den unteren Stock, meine Frau den mittleren[298]) und ich bewohne die Mansarden, wo ich ein großes Zimmer und zwei kleine Piecen habe. Die Küche ist vom Hause abgesondert."

Diese Küche[299]) war bereits im Sommer 1797 an Stelle einer an der Nordwestecke des Gartens stehenden „Hütte" oder Laube erbaut (G. 438, 27. Februar 1798); sie steht noch heute. Im Februar 1798 ward die auf der entgegenstehenden Südwestecke befindliche Gartenhütte ebenfalls einer Umwandlung unterworfen: Schiller ließ in ihr ein Bad „reinlich und niedlich" mauern (G. 430) und zugleich wurde für den Sommer der Ausbau derselben zu einem Gartenhäuschen in Aussicht genommen: „Die Hütte wird zugleich um einen Stock erhöht und soll eine freundliche Aussicht in das Thal der Leutra erhalten." (a. a. O.)

Der Bau dieses vielbesprochenen Gartenhäuschens füllte aber noch, ein Gegenstand zugleich des Ärgers und des Interesses für Schiller, den größten Teil des Sommers 1798 aus.

„Heute", schreibt er am 11. Juli[300]) an Goethe, „wird wahrscheinlich mein Gartenhäuschen gerichtet, welches mir den Nachmittag wohl nehmen wird. Denn so etwas ist für mich eine neue Erfahrung, der ich nicht widerstehen kann."

„Mein Häuschen ist gerichtet" heißt's am 16. Juli (G. 479), „aber jetzt sieht man erst, wie viel noch geschehen muß, eh man darin wohnen kann. Es gewährt eine recht

298) Im ersten Stock hatte Lotte zwei Zimmer, ein großes und ein kleineres, im Parterre waren dieselben Räume, nur um die Breite des Korridors schmäler als oben. Der Anbau links (wenn man in den Garten sieht) war damals nur in einem sehr bescheidenen Parterregeschoß vorhanden, das die Zimmer für das Dienstpersonal enthielt. Vgl. weiter unten die Verkaufsanzeige.

299) „Die Küche im Garten" erschwerte sehr den Verkauf des Hauses.

300) Dem Geburtstag des 2. Sohnes.

hübsche Aussicht, besonders nach dem Mühlthal." Und nachdem er am 20. Juli den „Trost" gehabt, es unter Dach zu sehen, wobei ihm der Stoßseufzer entschlüpft: „Diese Arbeiten ziehen mich öfters als nöthig ist vom Geschäft ab", meldet er endlich am 24. August die für den folgenden Tag bevorstehende Einweihung des Häuschens: „Damit geht mir auch eine ruhigere Epoche an." (S. 490.) Der Sommer 1799, der letzte, den Schiller mit den Seinigen gemeinsam im Gartenhause verlebte, scheint denn auch keinerlei Störungen derart mehr gebracht zu haben. Wenigstens melden die Briefe davon nichts.

Aber auch trotz der Bausorge und Unruhe der ersten Jahre bildet vom ersten Augenblick des Besitzes an „der Auszug" in den Garten und das Leben im Garten für Schiller und die Seinigen den Glanzpunkt des Jahres. Sobald die Witterung es nur irgend erlaubte, kehrte man der Stadtwohnung den Rücken und nur zögernd, den ersten Winterstürmen weichend, flüchtete man ins „Castell" am Löbdergraben zurück [301]).

Freundlich und einladend genug lag es da, das Häuschen im grünen, von Rosen und Lilien [302]) durchdufteten Garten, im Kranz der Obstbäume, deren Blütenschmuck im Frühling das Auge erfreute, und deren Fruchtsegen im Herbst der Kinder besonderes Entzücken war. Von den heute das Grundstück einengenden Häusern wehrte keines den Ausblick; ins Saalthal nach Süden, ins Leutrathal (Mühlthal) nach Nordwesten. Den schönsten Blick gewährte Schillers Mansardzimmer, ein großer Raum, an der Westseite mit abgeschrägtem Dach, dessen Fenster nach drei Himmelsrich-

301) 1797 7. Mai — 30. Oktober; 1798. 7. Mai — 6. November; 1799 10. Mai — 5. Oktober. Die verhältnismäßig frühe Rückkehr im letzten Jahr erklärt sich aus der für Anfang Oktober bevorstehenden Niederkunft von Schillers Frau.

302) Schiller an Hufeland, 28. März 1800. Diezmann a. a. O. 18.

tungen, Süden, Westen und Norden alle Schönheiten der Jenaischen Landschaft vor dem Auge ausbreiteten [303]).

Im Sommer 1798 war, wie erwähnt, an die Stelle der Mansardzimmer, als Schillers Arbeitsraum das obere Zimmer des strohgedeckten Gartenhäuschens [304]), hart am Abhang über der in der Tiefe rauschenden Leutra getreten (mit dem Blick ins Mühlthal), zu dem an der Außenseite eine Holztreppe emporführte: in dieser Einsamkeit reifte der Wallenstein. Bergabwärts führte von da ein lauschiger Pfad zum Ufer der Leutra, das Thürchen in der Gartenmauer ist noch vorhanden; aber der Weg am Ufer, infolge des durch Aufschüttungen veränderten Bettes der Leutra, nicht mehr zu beschreiten.

Sie muß einen eigenen Reiz gehabt haben, diese Gartenidylle an der Leutra; keiner aber von allen Besuchern hat ihn wohl tiefer empfunden und dauernder bewahrt als Goethe. Nie versäumt er zum Auszug aufs herzlichste zu gratulieren und nimmt an allen Freuden und Leiden des Grundbesitzes treuen Anteil. Auch in der Ferne beschäftigte

---

303) Gegenwärtig ist Schillers Mansardzimmer durch eine zwischengezogene Wand, die, wie aus der Deckenkehlung ersichtlich, viel späteren Ursprungs ist, in zwei kleinere Räume geteilt. Der Ofen im südlichen Teil stammt noch aus Schillers Zeit. In die Mansarde hinauf führt eine steile enge Holztreppe, die direkt in die von Sch. erwähnten zwei „kleinen Piecen" (Dachkammern) führt. Diese letzteren liegen etwas höher als Schillers Arbeitsstube. Die südliche Kammer, aus der man rechts in Schillers Zimmer gelangte, hatte früher auch (wie aus Goethes Zeichnung zu ersehen) ein Fenster nach Süden, das wohl später infolge des Anbaus vermauert ward.

304) Es ist bereits im 2. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, als baufällig, abgetragen. 1821, als Goethe den erläuternden Text zu seinen Handzeichnungen aus dem Jahre 1810 niederschrieb, war es bereits nicht mehr vorhanden. 1846 ließ Kieser an der Stelle den Steinblock mit der Aufschrift: „Hier schrieb Schiller den Wallenstein" errichten. Heute erhebt sich dort das Denkmal.

ihn angenehm der Gedanke an das stille Gärtchen des Freundes überm Fluß. „Ich bin oft auf Ihrer stillen Höhe bei Ihnen", schreibt er im August 1797 aus Frankfurt, „und wenn es recht regnet, erinnere ich mich des Rauschens der Leutra und ihrer Goßen."

Zwanzig Jahre später führt er an einem Herbstmorgen Eckermann hinaus, und als sie an dem Steintisch unter der Laube (der Tisch steht heute noch) sitzen, überrascht er ihn mit der Mitteilung: „Hier hat Schiller gewohnt. In dieser Laube, auf diesen, jetzt fast zusammengebrochenen Bänken haben wir oft an diesem alten Steintisch gesessen und manches gute und große Wort miteinander gewechselt. Er war damals noch in den dreißigen, ich selber noch in den vierzigen, beide noch in vollstem Aufstreben, und es war etwas."

Auch die jüngst bekannt gewordene Handzeichnung aus dem Jahre 1810 mit den Begleitworten dazu ist ein neuer Beweis für das besondere Verhältnis Goethes zu diesem Fleckchen Erde. Vor allem aber hat er in den Versen des Epilogs zur Glocke mit dem höchsten Zauber und Wohllaut seiner Sprache die Stätte geschildert und geweiht als Werkstatt des Schillerschen Genius.

„Da schmückt' er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegenkam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam.
Nur sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber schien die Sonne."

Nach der Übersiedelung nach Weimar ward der Besitz des Jenaer Gartenhauses für Schiller mehr und mehr eine Last. Nur noch einmal im März 1801 hat er einsam einige Wochen darin gehaust, um in der Stille die Jungfrau v. Orleans zu vollenden.

Seit 1800 wohnte, auf Schillers Vorschlag, Sommers Hufeland zur Miete draußen (für 50 Thaler)[305].

Als dann 1802 im Februar Schiller in Weimar sich ankaufte, lag ihm sehr viel daran, das Haus in Jena schnell zu verkaufen; Goethe, der in Jena weilte, ward gebeten, die Anzeige ins Wochenblatt zu besorgen, und Götze mit der weiteren Erledigung der Angelegenheit zu betrauen[306]. Da ihm sehr viel daran lag, bald bar Geld zu bekommen, war er selbst geneigt, mit 150 Thaler Verlust zu verkaufen, d. h. für 1500 Thaler (500 Thaler rechnete er als verbaut).

Am 17. Februar erschien dann in den Jenaischen Wöchentlichen Anzeigen[307]) die nachstehende Anzeige, die wegen der genauen Angaben über die Räume von Interesse ist: „In alhiesiger Vorstadt auf dem Jüdengraben hinter dem gelben Engel, zwischen Lamprechts Garten und Beyers Krautländern ist zu verkaufen ein Garten mit guten Obstbäumen und Grabeland versehen, in welchem ein wohnbares Haus von zwey Etagen und einer Mansard, mit zwey tapezirten heizbaren Zimmern und drey Cabinets, einer Bedientenstube mit einem Ofen und Kammer, ferner eine Küche in einem abgesonderten massiven Gebäude und ein Belveder von zwey Stock, wo unten und oben ein Zimmer.

Die nähern Bedingungen hiervon erfährt man alhier bey dem Conducteur J. G. P. Götze."

Später muß der Stadtschreiber Faselius mit der Sache zu thun gehabt haben, der sich dabei nach einem Briefe des

305) Hufeland hatte gleichzeitig mit Schiller das Haus von den Schmidtschen Erben kaufen wollen. (Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit, 16.) Daher wohl der Vorschlag. Auch als der neu berufene Eichstädt den Wunsch äußerte (Sommer 1800), das Haus für das ganze Jahr zu mieten, lehnte Sch. zu Gunsten Hufelands das Anerbieten ab. Vgl. Diezmann a. a. O. 18 f. Briefe an Schiller, 367 f.

306) G. 837, 11. Febr. 1802.

307) Jenaische Wöchentliche Anzeigen No. 13, Mittwoch den 17. Februar 1802, S. 51.

Prof. Schad[308]), dem Schiller für den Sommer 1802 die Mansardzimmer überlassen[309]), wenig vertrauenswürdig benommen zu haben scheint.

Die Jenaischen Freunde, Goethe mit eingeschlossen, bemühten sich redlich; lange ohne Erfolg. Der geforderte Preis erwies sich als viel zu hoch, zumal der Garten inzwischen ziemlich verwahrlost war. Nach manchen Verhandlungen[310]) mußte Schiller schließlich froh sein, als, unter Griesbachs Vermittelung, der Verkauf für 1150 Thaler (den Einkaufspreis) am 19. Juni 1802 zu Stande kam. Der Käufer war der Jurist Thibaut. 1812 ging Haus und Garten in fiskalischen Besitz über. Das Haus ward als Sternwarte eingerichtet.

308) Briefe an Schiller 479 ff.

309) G. 852, 4. Mai 1802.

310) Ueber die zu vergleichen Briefe an Schiller 489 ff., G. 837, 839, 841.

III.

Urkunden und Aktenstücke über Schillers akademische Thätigkeit.

1. Das Weimarische Rescript wegen Schillers Berufung[311].

An S. Gotha, S. Coburg, S. Meiningen. Unsere freundliche Dienste und was Wir sonst mehr Liebes und Gutes vermögen, jederzeit zuvor: Durchlauchtigster Fürst, freundlich geliebter Herr Vetter und Gevatter! Fast getrauen Wir uns nicht, bei Ew. Liebden mit einer neuen Empfehlung für einen Gelehrten, welcher bei der gesammt Academie zu Jena und zwar als außerordentlicher Professor bey dasiger philosophischen Facultät, angestellt zu werden wünschet, hervorzutreten, da bereits neuerdings und kurz hintereinander mehrere Anträge dieser Art an Dieselben durch Uns ergangen sind.

Es ist aber das Subjekt, welches bei Denenselben Wir abermahlen in Vorschlag zu bringen Uns die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte Schriftsteller Friedrich Schiller, welchem Wir vor einiger Zeit das Prädikat als Rath ertheilt, von dessen Anstellung bey gedachter Academie Wir Uns guten Nutzen und in dieser Rücksicht, von Ew. Lbden eine gewogene Aufnahme dieser Unserer Verwendung zu seinen Gunsten versprechen zu dürfen, glauben.

---

311) Mitgeteilt von Palleske (Schiller II, 609 f.), angeblich aus dem „Weimarischen Geh. Staats-Archiv. Wie mir jedoch Burkhardt freundlich mitteilt, ist das Aktenstück nicht (mehr) dort vorhanden.

Es will derselbe diese Lehrerstelle ohne alle Besoldung und Emolument bekleiden, Sich hauptsächlich auf die Geschichtskunde legen und sich darinnen ausbilden. Und da er bereits durch seine wohl aufgenommene Schrifften, besonders durch die jetzo herausgegebene Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der Spanischen Monarchie einen guten Ruf erlanget; so sind Wir der Meinung, daß es nicht nur unbedenklich, sondern auch mehr beregter Academie, welche dermalen wieder emporzusteigen anfängt, zuträglich sein möchte, wenn die Zahl der Lehrer auf derselben durch einen Mann von diesem Ruf und Thätigkeit einen Zuwachs erhalten dürfte.

Im Fall also Ew. Lbden Sich mit uns hierunter zu conformiren geruhen wollen, sind Wir dem Suchen desselben statt zu geben entschlossen und erbitten Uns dahero die Mittheilung Dero desfallßigen hohen Gesinnungen in derjenigen ohnwandelbaren Hochachtung und Ergebenheit, womit Ew. Lbden Wir zur Erweisung aller angenehmen Dienste stets willig und geflißen verbleiben. Geben Weimar den 11. Dezember 1788. Von Gottes Gnaden Carl August, Herzog von Sachsen u. s. w. Contrasignirt (Carl August) C. A. (Freiherr von Fritsch) F. v. F. (Christian Friedrich Schnauß) C. F. S. (Johann Christoph Schmidt) J. C. S.

---

2. Eintrag in die Matrikel der philosophischen Fakultät[312]).

„Fridericus Schiller Marbaco - Wirtenbergensis a Serenissimis Almae Ienensis Nutritoribus anno 1789 Prof. Philos. extraordinarius designatus, acceptisque sub

---

312) Die No. 2 u. 3 zuerst veröffentlicht von Kuno Fischer: Friedrich Schiller, Akademische Festrede 1860. (Anhang) S. 39 ff. Die Eintragung sub 2 ist eigenhändig.

Decanatu Clar. Succow summis in philosophia honoribus, lectionum philosophicarum Mense May. ejusdem anni, Prorectore tum temporis magnifico Illustr. de Schellwitz, initium fecit."

3.

„Acta Decanatus Facult. Philos. geführt von L. J. D. Suckow vom 10. Febr. bis 8. August 1789."

Sr. Wohlgeboren dem Herrn Kammerrath Succow gegenwärtigen Decanus der philosophischen Facultät auf der Universität

zu

Jena.

Summopere mihi gratulor, quod pro singulari Ducis nostri clementissimi ceterorumque academiae Jenensis tutorum gratia, provincia mihi demandata sit, in tam illustri ac splendida litterarum universitate, qualis Ienensis est, quae et vetustate sua et magnorum virorum, qui illam nomine suo illustrarunt, fama et gloria prae aliis excellit, historiam publice docendi. Quid mihi potest esse optabilius atque gloriosius, quam ordini adscribi amplissimo tot tantorumque doctissimorum virorum, qui non solum de doctrinarum studiis immortaliter meriti sunt, sed quorum laus et fama totam pervagatur, non dicam Germaniam, sed Europam? Quum mihi vero exploratum sit, impetrata solummodo Magistri artium dignitate, ad honorificentissimum illud Academiae consortium adspirare posse, amplissimum illius Doctorum ordinem oro atque obtestor, ut mihi illum honoris academici gradum tribuere, haud dedignetur. Nec vero etiam deero, si quod aliud exigatur documentum, quo me ab academicae vitae genere haud

alienum esse rite testificer, lubentissime me illud exhibere. Datum Vimariae XXVIII^vo Aprilis MDCCLXXXIX.

Fridericus Schiller.

Ego Fridericus Schiller juro:

1. Quod puram Evangelii doctrinam congruentem cum tribus symbolis et augustana confessione velim amplecti, profiteri atque etiam propagare, pro modo meae vocationis.

2. Quod velim gratus esse erga fundatores hujus Academiae, Serenissimos duces Saxoniae.

3. Quod velim venerentiam et gratitudinem praestare Magnifico Prorectori et ceteris Professoribus et obedire honestis legibus.

4. Quod non velim in contumaciam hujus Academiae alibi petere gradum Magisterii, nec studia philosophica deserere; sed ea ornare et provehere, quantum Deo adjutore possum, etiam me memorem hujus beneficii et gratum huic academiae ostendere omni loco et tempore.

Vimariae XXX. April. MDCCLXXXIX.

Fridericus Schiller [313]).

---

4. Die Honorarprofessur [314]).

a) Rescript d. d. Meiningen, Elisabethenburg 11. Dez. 1795, gez.: Georg H. z. S.

.... Nachdem Wir zur Aufmunterung des zeitherigen außerordentlichen Profeßors der Philosophie, Hofrath Schiller,

---

313) „In diesem Eidesformular ist von Schillers eigener Hand nur die Unterschrift."

314) Aus den Senatsakten: „Acta die dem Herrn Hofrath und Professor Friederich Schiller conferirte ordentliche Philosoph. Honorarprofessur betr. II. 57. 615.

Mit Ausnahme der Rescripte und des Senatsschreibens an Schiller, ebenfalls bereits von Kuno Fischer a. a. O. veröffentlicht. Doch ergab eine Kollation mit den Originalakten, daß namentlich der Text von Schillers Brief dort durch einige Druckfehler entstellt ist.

welcher durch seine litterarischen Verdienste sich einen vorzüglichen Ruf erworben hat, demselben eine Professionem Philosophiae ordinariam honorariam zu ertheilen, uns durch hohe Veranlassung bewogen gefunden haben;

Als begehren Wir in theils versicherter, theils anhoffender Conformität der übrigen Fürstlichen Herren Erhalter der Gesammtacademie, Ihr wollet solches dem ersagten Hofrath und Professor gehörig bekannt machen, auch das dieserhalb an sonst erforderliche herkömmlich verfügen rc. rc.

b) Rescript d. d. Friedenstein 28. Dez. 1795
gez.: Ernst H. z. S.

im wesentlichen übereinstimmend; mit der Motivierung: „in Rücksicht seiner allgemein anerkannten litterarischen Verdienste."

c) Rescript Weimar 8. Januar 1796
gez. Karl August m. p.

ohne Motivierung.

d) Rescript d. d. Coburg zur Ehrenburg
d. 10. Januar 1798 gez. Ernst Friedrich H. z. S.

ohne Motivierung.

e) Aus der Missive des Prorectors Schütz.
d. d. Jena 4. März 1798.

Anfrage, „ob", da nun alle 4 Ernennungsrescripte eingegangen seien, des neu ernannten „Installation in einem consistorio herkömmlichermaßen zu bewirken durchaus erforderlich sey, oder ob falls dem Hrn. Hofrath seine Gesundheitszustände nicht erlaubten zu erscheinen, es hinlänglich sey, demselben copiam rescriptorum in vim publicationis zuzufertigen."

Grießbach votiert: „Da eine neue Verpflichtung in dem vorliegenden Falle nicht nöthig ist und H. H.R. Schiller bekanntlich dermalen nicht ausgehet, so wird ihm copia rescriptorum mit einem höflichen Schreiben zugefertigt."

Die übrigen stimmen zu.

f) Prorektor und Senat an Schiller[315]).

Wohlgeborener
Hochgeehrtester Herr Hofrath und Professor!

Es haben die durchlauchtigsten Erhalter unserer Universität gnädigst geruhet zum Beweise ihrer Achtung für dero allgemein anerkannten litterarischen Verdienste Ihnen eine Professionem philosophiae ordinariam honorariam zu conferiren.

Da es Ihre Gesundheitsumstände uns nicht zu gestatten schienen, Ihnen diese ehrenvolle Bestallung in einer Versamlung des akademischen Senats bekannt zu machen, so senden wir hirbey abschriftlich die gnädigsten Rescripte denenselben in vim publicationis zu, mit der Versicherung, daß wir in Betracht Ihrer ausgezeichneten Talente und von Deutschland sowohl als von Ausländern geschätzten schriftstellerischen Verdienste herzlichen und freudigen Antheil an diesem Merkmal der achtungsvollen Aufmerksamkeit unserer gnädigsten Fürsten gegen Sie nehmen, und nichts mehr wünschen, als daß sowie es dem Collegium der ordentlichen Professoren zu großem Vergnügen [ursprünglich: zur Ehre!] gereicht, Sie mit sich näher verbunden zu sehen, Ihre Gesundheit bald so hergestellet werden möge, daß Sie Ihre vortrefflichen Geistesgaben, die Sie nicht blos als Dichter, sondern auch im historischen und philosophischen Vortrage bewähret haben, auch zum Nutzen unserer studirenden Jugend in einigen Vorlesungen zu verwenden im Stande seyn möchten.

---

315) Das Schreiben des akademischen Senats an Schiller erscheint hier aus den Akten zum ersten Mal gedruckt; für die Beurteilung der Stellung Schillers unter seinen Kollegen entschieden eines der interessantesten Dokumente. Bei den Akten sind zwei mehrfach korrigirte Konzepte, der Wortlaut ist nach der ersichtlich endgültigen Fassung veröffentlicht. Die Änderungen betreffen mit Ausnahme einer einzigen, die ich mir denn auch nicht versagen konnte zu buchen, nur Curialien.

Die wir zur Erweisung aller angenehmen und collegialischen Gefälligkeiten stets bereit verbleiben.

Sign. Jena d. 14. März 1798. Prorector.

Insinuirt
Hrn. Hofrath Schiller
den 15. März
durch den Universitätsdiener Lenz.

g) Schillers Antwort[316]).

Magnifice Academiae Prorector.
Hochwürdige, Hochwohl- und Wohlgeborene
Insonders Hochzuehrende Herren.

Der ehrenvolle Beweis, den ich durch die mir gnädigst conferierte Würde eines Professor ordinarius honorarius von den gütigen Gesinnungen unserer durchlauchtigsten Nutritoren gegen mich kürzlich erhalten und die schmeichelhaften Äuserungen, womit dieses angenehme Geschenk von Seiten Ew. Magnificenz, Hochwürden, Hochwohl- und Wohlgebohren begleitet war, haben mich um so mehr gerührt, da meine GesundheitsUmstände mir leider schon so lange nicht mehr verstattet haben, durch eine nützliche Thätigkeit in meinem academischen Berufe mir einen Anspruch auf eine solche Gunst zu erwerben.

Ich gestehe, daß ich in diesem Augenblick den Verlust meiner Gesundheit doppelt beklage, da ich dadurch verhindert bin, den hohen Werth den ich auf das ertheilte Geschenk lege, durch eine verdoppelte Anstrengung meiner Kräfte zu beweisen. Nehmen aber Ew. Magnificenz, Hochwürden, Hochwohl- und Wohlgebohren meine aufrichtigste Dankbezeugung dafür an, und die Versicherung, daß ich die Ehre,

---

316) Adresse: Dem Magnifico, Hochwürdigen, Hochwohl- und Wohlgebohrenen, Hochgelehrten Herren, Herrn Prorectori und sämtlichen Professoren der Fürstlich Sächsischen Gesammtuniversität allhier, Meinen insonders hochzuehrenden Herren.

in einer näheren Verbindung mit Ihnen [317]) zu stehen, in ihrem ganzen Umfange fühle, und daß es so lange, bis meine gestärktere Gesundheit mir wieder vergönnen wird, meinem academischen Berufe abzuwarten, mein eifriges Bestreben seyn wird, durch die einzige mir übrig bleibende schriftstellerische Thätigkeit mich als ein nicht unwürdiges Mitglied dieser ruhmvollen, im Auslande sowohl als im Vaterlande mit Recht geehrten [318]) Academie zu beweisen.

Der ich mit schuldiger Devotion und Ehrfurcht verharre

Ew. Magnifizenz,

Hochwürden, Hochwohl- und Wohlgebohren,

Meiner insonders Hochzuverehrenden Herren

gehorsamster Diener

Fridrich Schiller.

Jena, den 19. März 1798.

---

5. Schillers Vorlesungen nach dem Catalogus Praelectionum.

S. S. 1789.

Fr. Schiller publice introductionem in historiam universalem hora nondum definita, sed justo tempore indicanda proponet [319]).

Offizieller Semesterbeginn 4. Mai. Am 21. Mai kündigte Sch. an: [320]).

---

317) bei Fischer a. a. O. steht fälschlich Jena.

318) bei Fischer: geachteteten.

319) Im selben Semester las Heinrich u. a. Geschichte d. R. Reiches deutscher Nation und Universalgeschichte nach Schlözer.

320) Nach Schillers eigenhändigem Original zuerst veröffentlicht von Kuno Fischer: Friedrich Schiller, Akademische Festrede zu Schillers hundertjährigem Geburtstage. Leipzig, 1860, S. 42.

JLLUSTRISSIMIS GENEROSISSIMIS
AC NOBILISSIMIS COMMILITONIBUS
S. P. D.
FRIDERICUS SCHILLER.

Demandatum mihi in celeberrima hac Academia Serenissimorum ejus Nutritorum beneficio, Professoris Munus C. c. D. proximo Die Martis auspicabor publicis lectionibus quibus Introductioni in historiam universalem operam dabo. Has quidem lectiones bis per hebdomadem singulis Martis ac Mercurii diebus hora VI—VII vespertina habere constitui, quibus ut frequentes faventesque interesse velitis, si commodum Vobis fecerit, humanissime rogo.

Jenae, d. XXI. May. MDCCLXXXIX.

Meine Vorlesungen werde ich in des Herrn Professor Reinhold's Auditorium halten.

Schiller schloß Mittwoch den 15. September!

W. S. 1789/90.

Fr. Schiller. Historiam universalem ab aevo Caroli M. usque ad aevum Friderici II. Borussorum regis privatim, publice Historiam Romanorum a. U. c. usque ad occasum imperii in occidente ex propriis dictatis, horis suo tempore definiendis, tradet.

Offizieller Semesteranfang 19. Oktober. Sch., der an allen Wochentagen, außer Sonnabend, von 5—6 und Donnerstags auch noch von 4—5 las, begann am 26. Oktober. In Folge zu späten Anschlags, sowie der Collision mit einer populären Vorlesung Loders blieb die Zahl der Zuhörer im Privatcolleg weit hinter seinen Erwartungen zurück. Durch die im Februar 1790 erfolgende Verheiratung fand eine achttägige Unterbrechung statt, abgesehen davon, daß Sch. wegen Ueberhäufung mit Arbeit einigemale hatte ausfallen lassen, so daß er gegen Ende des Semesters sehr ins Gedränge geriet. Er schloß wahrscheinlich erst in der stillen Woche (Ostern 4. April) (vgl. K. II, 178. 26. März 1790).

S. S. 1790.

Fr. Schiller. Historiae universalis partem primam ad conditam usque Monarchiam Francorum lectionibus privatis hora percurret V—VI. Publice, diebus Veneris hora vespertina VI—VII Artis tragicae theoriam illustrabit exemplis quae tragicorum principes tam veteres quam recentiores subministrabunt [320]).

Offizieller Semesterbeginn: 16. April. Schiller begann die Vorlesung über die Theorie der Tragödie am Freitag den 14. Mai, die anderen wahrscheinlich am 10. Uebrigens las er in diesem Semester wohl noch, ebenso wie die beiden vorhergehenden, in Griesbachs Auditorium, nicht in seiner Wohnung. Grade die Aeußerung in einem Brief an Caroline (L. III, 11): „Lolo hat gestern 2 Stunden im Cabinet neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen hören und mir Thee gemacht", spricht dafür, da Schiller in der Schrammei ein eigentliches Auditorium nicht zur Verfügung hatte. Schiller schloß erst Ende September, wahrscheinlich Freitag den 24.! (L. III, 34 11. September 1790).

W. S. 1790—91.

Fr. Schiller privatim hora II—III Historiam statuum Europae, hora V—VI [321]) Historiam universalem medii et novissimi aevi, ex propriis dictatis tradet. Lectionibus publicis historiam Expeditionum cruciatorum die Veneris hora IV—V percurret.

Offizieller Beginn: 18. Oktober. Den Anschlag hatte Sch. diesmal auf Lottes Erinnerung rechtzeitig besorgt (L. III, 30 7. Oktober 1790) aber auf demselben die

---

320) Die eigenhändige Ankündigung abgedruckt bei Fischer a. a. O. 42. Heinrich las ebenfalls „Universalgeschichte" nach Schlözer. Ulrich: Aesthetik nach Eschenburg. Erst 1795 kündigt Ulrich Aesthetik im allgemeinen Theil nach „seinen Aphorismen", das übrige nach Eschenburg an.

321) Von 4—5 las Heinrich ebenfalls „Historian statuum Europae" nach Meusel.

Universalgeschichte vergessen, und ebenfalls, trotz den üblen Erfahrungen des vorigen Winters nicht bedacht, daß er von 2—3 mit Loder collidiere. Hufeland (Briefe an Schiller 106) machte ihn am 19. Oktober darauf aufmerksam, ob mit Erfolg? Schiller begann in der letzten Oktoberwoche („Ich lese schon wieder seit 8 Tagen.“ An Körner 1. Nov. 1790. II 207). Im Januar 1791 erkrankte Schiller und blieb bis Ende des Semesters außer Stande, die Lehrthätigkeit wieder aufzunehmen.

S. S. 1791.

Fr. Schiller Historiam seculorum XVII et XVIII universalem, publicis lectionibus, diebus et horis suo tempore definiendis tradet[322]).

Offizieller Beginn: 16. Mai. Schiller las nicht, vom Herzog dispensirt (K. II, 239 10. Mai 1791). „Indessen dispensirte es sich von selbst, denn ich würde nicht gekonnt haben, was mir unmöglich ist.“

W. S. 1791—92.

Hierfür hatte Schiller dasselbe angekündigt, scheint aber auch nicht gelesen zu haben (L. III 55. K. II 258) Das gleiche scheint im S. S. 1792 der Fall gewesen zu sein. Da der Index dieses Semesters in der Reihe fehlt, ist auch nicht zu bestimmen, was er angekündigt hatte.

Auch für das W. S. 1792/93 versagt der Index. Die Briefe helfen jedoch aus. Danach las Sch. 4 — 5stündig ein privatissimum in der Aesthetik vor 24 Zuhörern. (K. III, 345). Schiller begann am 5. November (Lotte an Fischenich 5. Nov. 1792) und wollte am 22. März 1793 in 4 Tagen schließen (K. III, 93). Auditorium war das große Zimmer in der Schrammei (vgl. oben S. 100). Ein ebenfalls angekündigtes Publicum (K. III, 348) ward dagegen wohl nicht gelesen; Sch. kam den ganzen Winter kaum fünfmal ins Freie.

---

322) Heinrich: Universalgeschichte (u. a.)

Im Sommer 1793, der gleichfalls im Index fehlt, gedachte Schiller die Aesthetik, mit der er nicht fertig geworden, fortzusetzen, ein- höchstens zweistündig. (An Fischenich 20. März 1793.)

W. S. 1793|94.

Fr. Schiller valetudinis reficiendae causa in patriam profectus viribus b. c. D. recuperatis proxima demum aestate ad lectiones instaurandas redibit.

S. S. 1794.

Simul ac ex itinere valetudinis causa suscepto redierit, lectiones per aestatem habendas indicabit. Offiz. Beginn: 19. Mai. Schiller kehrte am 15. Mai zurück. Inzwischen war Woltmann aus Göttingen als Extraordinarius berufen, und zwar, wie es im Meininger Ernennungsdecret heißt „zu Sublevirung des durch zugestoßene Unpäßlichkeit an öfentlichen Vorlesungen behinderten Hofraths und Professors Schiller [323]." (Senatsakten, II. 57, 614).

Wahrscheinlich hat Schiller weder in diesem Sommer, noch überhaupt je wieder gelesen, im Index kündigt er von jetzt ab unveränderlich philosophiam aestheticam (oder elementa resp. primas lineas philos. aesthet. 1798, 1799) privatis oder privatissimis lectionibus, si per valetudinem licebit, diebus ac horis justo tempore indicandis an. Frühling 1798 bemerkte er gelegentlich der Honorarprofessur, daß er „schon viele Jahre" nicht mehr lese (K. IV. 72, 26. März 1798).

Seit S. S. 1800 fehlt sein Name überhaupt im Index.

---

323) Woltmann liest seitdem Universalgeschichte (neben Heinrich).

Frommann'sche Buchdruckerei (Hermann Pohle) in Jena — 593.